Hans Wachenhusen's Werke.

Vierzehnter Band.

Hans Wachenhusen's Werke.

Vom
Verfasser veranstaltete, sorgfältig revidirte Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Zigeunerblut.

II.

Berlin, 1866.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Von
Erckmann-Chatrian.
Aus dem Französischen. [illegible] 1 Thlr.

Die Vestalin und der Abenteurer.
[illegible]
[illegible]
Aus dem [illegible] 2 Thlr. 15 Sgr.

Gold und Name.
Roman von
Marie Sophie Schwartz.
Aus dem Schwedischen. 3 Bde. [illegible]

Jugenderinnerungen.
[illegible]
Marie Sophie Schwartz.
Aus dem Schwedischen. 2 Bde. [illegible] 2 Thlr. 15 Sgr.

Die Ritter der Arbeit.

Marie Sophie Schwartz.
Aus dem Schwedischen. [illegible]

I.

Ein Wiedersehen.

Wir überspringen hier eine Reihe von Jahren, aus welchen wir viel über den ferneren Lebenslauf eines unglücklichen Weibes zu erzählen hätten, wenn es die längere Unterbrechung unsrer eigentlichen Geschichte gestattete. Wir registriren von dieser Episode nur, daß Grimmer wirklich sein Weib und sein Kind um das Wenige betrog, das die erstere sich erspart, daß er in einem ganz entgegengesetzten Theile Deutschlands wieder auftauchte und unter anderem Namen seine künstliche Existenz von Neuem und anfangs wieder mit Glück aufnahm.

Camilla, als sie die Hoffnung aufgab, ihren Gatten noch erwarten zu dürfen und namentlich als sie sich die Gewißheit verschafft, daß er nicht wieder verhaftet sei, begann an die Mittel zur Existenz zu denken, denn sie hatte auch das Letzte verkauft, um sich Brod zu verschaffen. Was ihr in London möglich gewesen, war hier nicht denkbar; sie konnte als Magd nicht auftreten, konnte als solche nicht sich und ihr Kind ernähren; Niemand würde sie auch in Dienst genommen haben.

Ihr nicht unbedeutendes musikalisches Talent sollte ihr die Existenz sichern. Unterricht wollte sie geben und mochte der Ertrag auch noch so spärlich sein.

Aber Camilla hatte Eins nicht in Berechnung gezogen: die Behörden litten das Weib eines verfolgten Verbrechers nirgendwo. Camilla zog von einer Stadt zur andern, ward von einer Stadt nach der andern ausgewiesen, da sie keinen Heimathschein besaß, und wie oft sie auch hoffte, endlich Ruhe zu finden, immer wieder erhob sich derselbe Feind gegen sie, ihre Heimathlosigkeit, und immer wieder ward ihr, wenn sie die besten Aussichten auf Erwerb hatte, die Weisung, binnen so und so viel Tagen die Stadt zu verlassen.

Die deutschen Heimathverhältnisse, die Geflissenheit, mit welcher die Behörden jeden nicht Eingebornen zum Thore hinauswiesen, wenn er kam, um sich zehn Meilen von seiner speciellen deutschen Heimath und jenseits der Grenzen derselben sein täglich Brod zu erwerben, diese Wuth der Behörden, Obdachlose zu machen, die redlichsten Menschen zu Vagabonden zu stempeln, stand damals in der höchsten Blüthe. Die Möglichkeit, daß ein Deutscher aus dem einen Vaterlande der Gemeinde eines andern deutschen Vaterlandes zur Last fallen könne, trieb die Behörden zu den lächerlichsten Plage-Maßregeln, wie sie leider noch heute in der Mehrzahl der deutschen Staaten als solides Erbtheil kaum vergangener Zeiten existiren. Wehe dem, der nicht mit Legitimationen, namentlich aber der Bestätigung einer Behörde, daß er an irgend einem Orte heimathberechtigt sei, versehen war, überall wartete seiner der Schub, und wie viel mehr mußte dies bei einem Weibe der

Fall sein, das von England kam mit einem Kinde an der Hand, das keine Existenzmittel nachweisen konnte und einen Namen führte, der in allen schwarzen Büchern als der eines verfolgten Gauners figurirte! Keine Gnade gab es für die arme Camilla, sobald ihre Papiere bewiesen, daß sie das Weib dieses Gauners sei, und mochte sie auch zu ihrer Ehrenrettung angeben, sie sei die Tochter des Baron von Dörenberg, eben dies war nur ein Beweis mehr, daß sie eine Vagabondin sei, und keine vierundzwanzig Stunden gönnte man ihr, um auszuruhen, bis sie ihren Stab weiter setzen könne.

Endlich gab Camilla, erschöpft von Nahrungssorgen, die Hoffnung auf, irgendwo ein ruhiges Obdach zu finden. Aber die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, die Liebe für ihr Kind ließen sie nicht verzweifeln. Sie griff zum letzten Mittel: sie verkaufte ein Medaillon mit dem Bildniß ihres Vaters, das sie bis dahin trotz aller schon erlittenen Noth wie ein Heiligthum bewahrt, erstand dafür eine Harfe für sich, eine Geige für ihre Tochter, brachte dieser die nothwendigsten Bogenstriche bei, und beschloß, sich durch ihr Spiel von Stadt zu Stadt ziehend zu ernähren, wenn ihr denn einmal keine bleibende Stätte gewährt werden solle.

Kümmerlich nur war das Leben, welches die Unglückliche führte, geduldig litt sie die Mühseligkeiten, die Entbehrungen, ja die Demüthigungen, welche nothwendig mit demselben verknüpft waren, entschädigte sie doch dafür die Freude, ihre Tochter heranwachsen und sich mit großer Liebe der musikalischen Ausbildung hingeben zu sehen, welche sie unter der Anleitung der Mutter genoß.

In der That entwickelte sich das Mädchen überraschend schnell. Das Reisen gab ihrem Verstande eine Frühreife, ihrem ganzen Auftreten eine Selbständigkeit, ihren Lebensanschauungen einen zeitigen Ernst und ihren Neigungen eine Richtung, in welcher die Mutter eine Garantie für das künftige Glück der Tochter sah. Schlank gebaut wie eine junge Palme, mit classisch geformtem Profil, großen, dunklen Augen, aus welchen zu Zeiten das tiefste, innigste Gefühl, aber wenn sie sich verletzt glaubte, auch der entschiedenste Charakter sprach, graziös in ihren Bewegungen, namentllich wenn sie vor ihrem kleinen Auditorium den Bogen führte, war Julie von Grimmer ihres Erfolges überall gewiß; die Anziehungskraft, welche das Mädchen bereits mit vierzehn Jahren auf Alle übte, die sie sahen und hörten, verbesserte natürlich auch die Lage der Mutter, ihre Einnahmen vermehrten sich, gleichzeitig aber war Camilla genöthigt, ihr Kind mit der größten Wachsamkeit vor allen den Gefahren zu hüten, mit welchen ihr öffentliches Auftreten sie umgab.

Von ihrem Gatten hatte sie seit wohl zehn Jahren ihres Umherziehens nichts gehört, er schien verschollen zu sein, lag vielleicht schon in irgend einem fremden Welttheil im kühlen Schooße der Erde. Auch von ihren Brüdern war Camilla keine Mittheilung geworden, da sie auf ihrer Wanderschaft die Nähe der Heimath mied. Endlich schienen auch die Behörden die Aversion, welche sie früher gegen ihren Namen gezeigt, vergessen zu haben, und nur dann und wann begegneten ihr noch Anfeindungen von Seiten derselben.

Als Camilla eines Tages krank in einer kleinen Residenz

darniederlag, kehrte ihre Tochter Julie athemlos von einem Spaziergange heim und warf sich erschöpft am Bette der Mutter auf einen Sessel. Mit ängstlicher Miene blickte sie zur Thür zurück, die sie vergeblich zu schließen versucht hatte, und faßte krampfhaft die Hand der Mutter.

„Um des Himmels willen, was ist Dir, Kind!“ rief diese erschreckt.

„Man verfolgt mich, Mutter!“ antwortete Julie. „Es sind zwei Herren, die mich schon auf der Straße belästigten durch freche Redensarten und mir bis hier in's Haus gefolgt sind. Der Eine von ihnen ergriff mich beim Arm; er verlangte meinen Namen zu wissen und starrte mir so fest in's Gesicht, daß ich erschrak, während der Andre durch freche Aeußerungen mich verletzte ... Mutter, ich höre sie kommen! Wo verberge ich mich! Wer schützt mich vor diesen Zudringlichen!“

Vergebens blickte Julie in dem einzigen Zimmer nach einer Zufluchtsstätte umher, erschreckt richtete Camilla sich auf.

In demselben Augenblick ward die Thür aufgerissen und herein eilte eine hohe männliche Gestalt in elegantem Kostüm, hinter ihm ein andrer, weniger erregt und mehr durch Neugier geleitet.

Kaum erblickte der erstere die mit zornfunkelndem Auge sich im Bett aufrichtende Camilla, als ein Ausruf der Ueberraschung seinen Lippen entfuhr; er schreckte zurück, starrte die Kranke sprachlos an und schien unschlüssig, was er beginnen solle. Auch Camilla that einen Schrei; todtenbleich, nicht im Stande sich aufrecht zu erhalten, sank sie zurück, denn auch das

Antlitz des andern Herrn war ihr verhängnißvoll bekannt, der Schreck übermannte sie, zumal sie ohnehin sehr entkräftet war.

„Hermann! ... Er! ... Und ... mein Bruder!“ entrang es sich mühsam ihren Lippen, während die Tochter sich besorgt an ihr Bett schmiegte und den Eindringlingen vergebens durch ihren Blick zu imponiren suchte.

„Wir scheinen hier in der That nicht ganz willkommen zu sein,“ begann der Zweite, eine elegante, aristokratische Gestalt, in welcher wir, wenn auch schon merkbar gealtert, den jetzigen Kammerherrn von Dörenberg erkennen. „Ich bitte um Verzeihung, mein kleines ungnädiges Fräulein,“ fuhr er zu Julie gewendet fort, „aber da wir keine Gelegenheit hatten, uns anmelden zu lassen, so begreifen Sie die Nothwendigkeit, mich selbst vorzustellen ... Mein Name ist Baron von Dörenberg, nur vorübergehend hier in dieser kleinen Residenz, wohin mich die Festlichkeiten des Hofes riefen, und dieser Herr hier ist mein Freund, der Baron von Großmann, der, wie Sie sehen, nicht minder hingerissen ist durch Ihre Schönheit ... Dieu de Dieu,“ unterbrach er sich, seinen Freund musternd, der schweigend und wie eine Bildsäule noch immer dastand, sichtbar im schwersten Kampfe mit sich selbst, während die Ueberraschung ihn förmlich gelähmt hatte. „Baron, was ist Ihnen widerfahren?“ setzte er hinzu, indem er diesem übermüthig die Hand auf die Schulter legte.

Doch auch ihm selbst war eine fast nicht geringere Ueberraschung zugedacht, als er plötzlich die Kranke, die er noch keiner Beachtung gewürdigt, da er nur die schöne Julie mit

frechen Blicken fixirt, sich im Bette aufrichten sah. Fest und strafend blickte ihn Camilla an, Verachtung lag in diesem Auge, dessen Ausdruck sich nur milderte, wenn es auf die Gestalt ihres pflichtvergessenen Gatten hinüber glitt, der wie vom Schlage gerührt vor seinem verlassenen und betrogenen Weibe stand und wie wenig seine Brust auch an menschliches Gefühl gewöhnt sein mochte, doch wohl eine Art von Gewissensbissen empfand.

Baron von Dörenberg, der anfangs seinen Augen nicht trauen wollte, als er die Gesichtszüge seiner verschollenen Schwester erkannte, die, wenn auch sehr gealtert, ihn doch auf den ersten Blick frappiren mußten, Baron von Dörenberg war der erste, der seine Fassung wieder erhielt.

„Eine saubere Entdeckung, die ich hier mache!“ rief er halblaut, doch laut genug, daß es Camilla hören konnte. „Mein davon gelaufenes Schwesterlein muß ich hier finden, und wenn nicht Alles täuscht, ist's ihr Töchterlein, deren Schönheit mich hieher verlockte! ... Man scheint eine fahrende Musikantin geworden zu sein,“ fuhr er fort, während sein Blick auf das in der Ecke lehnende Instrument und die Geige fiel. „Ei, ei! Welche seltsame Talente, mit denen man in der Welt herum zigeunert!“

Grimmer hatte von den Aeußerungen seines Freundes nichts gehört; er hatte es endlich gewagt, das Auge zu der Kranken zu erheben, vermochte aber nicht ihren Blick zu ertragen. Fest die Hände ballend, wandte er sich ab und schritt schweigend zur Thür.

„Um des Himmels willen, laß mich nicht allein!“ rief

der Baron ihm nacheilend, und sich noch einmal zurückwendend sagte er höhnisch zu Camilla:

„Ich bitte um die Erlaubniß, mich noch einmal einzufinden, wenn Sie es nicht vorziehen sollten, bis heut Abend die Stadt zu verlassen!“

Und mit einem höhnischen Lachen verließ er mit Grimmer das Gemach.

Mit einem tiefen Aechzen sank Camilla zurück. Ein Schrei der Tochter verrieth etwas Ungewöhnliches. Jammernd warf sich Julie über die Mutter, deren Lippen sich mit Blut färbten, während sie ohnmächtig zurückgesunken war.

Eine Stunde später erschien ein Polizeibeamter mit der Weisung, daß Camilla und ihre Tochter am Abend noch die Stadt zu verlassen hätten. Der Beamte fand am Bette der Kranken den Arzt, der für sie diese amtliche Weisung entgegen nahm und die Ausführung derselben für unmöglich erklärte, da die Kranke einen Blutsturz erlitten und für ihr Leben zu fürchten sei.

Gleichgültig, nur für die Mutter besorgt, nahm Julie, der die ganze Scene unerklärlich gewesen, die polizeiliche Ausweisung hin; auch sie war blaß wie eine Leiche und schüttelte auf die Fragen des Arztes nach der Veranlassung zu diesem Unfall nur trauernd und mit Thränen in den Augen den Kopf.

Der Baron von Dörenberg, der, wie er selbst geäußert, in der kleinen Residenz seit mehren Tagen den Festlichkeiten des Hofes beiwohnte, hatte Camilla's Gatten nicht gesehen, ehe er damals mit ihr floh; er hatte Grimmer unter dem Namen Baron Großmann in der Gesellschaft hier gefunden,

die er durch sein Unterhaltungstalent allgemein für sich gewonnen hatte und in der er wirklich eine große Rolle spielte. Als Grimmer zufällig an des Barons Seite dem jungen Mädchen begegnet war, hatten ihn ihre Züge frappirt, denn Juliens Züge waren die seinigen; er mußte wissen, wer dieses Mädchen sei. Baron von Dörenberg wiederum war durch Juliens Schönheit so entzückt, daß er in Grimmer's Wunsch mit einstimmte, dem Mädchen zu folgen, und so hatten sich denn Beide eine Ueberraschung bereitet, welche der armen Camilla fast das Leben gekostet.

Ohne eine Ahnung, daß in seinem Freunde Baron von Großmann sein eigner Schwager stecke, verließ Dörenberg das Haus der Unglücklichen, trennte sich von ihm auf ein Stündchen, eilte zur Behörde, um die Ausweisung dieser „Zigeunerin," wie er sich ausdrückte, zu erwirken und war mit sich selbst zufrieden, diesem von ihm so gehaßten Weibe einen Streich gespielt zu haben, der ihn wenigstens von ihrer Anwesenheit in dieser Stadt befreite.

Grimmer's Rolle in der hiesigen Gesellschaft ist leicht zu bezeichnen. Durch seine Persönlichkeit, seine Gewandtheit und seine Routine war es ihm gelungen, die Behörden so wie die Gesellschaft hinsichts seiner Person zu täuschen, als er unter einem andern Namen und mit gefälschten Papieren auftrat. Das Unglück hatte ihn vorsichtiger gemacht und während einer langen Reihe von Jahren spielte er den Glücksritter mit dem günstigsten Erfolge, indem er nie länger als ein oder zwei Jahre sich in derselben Stadt aufhielt, auch in derselben einen so vortheilhaften Eindruck zurück-

ließ, daß er bei seiner Wiederkehr mit Freuden empfangen wurde.

Freilich waren auch an ihm die Jahre nicht spurlos vorüber gegangen, indeß war er noch immer ein schöner Mann, der namentlich seine Erfolge bei dem weiblichen Geschlechte auszubeuten wußte. Daß er Weib und Kind längst vergessen, war bei einem Charakter wie dem seinigen erklärlich, und als der Zufall ihn so unerwartet der unglücklichen Camilla gegenüber führte, bedurfte es nur weniger Minuten, um mit der Ueberraschung auch jeden Vorwurf in sich nieder zu kämpfen. Eine Stunde später sah man den falschen Baron Großmann in der heitersten Gesellschaft beim Diner eines Hôtels sitzen, neben ihm den Baron von Dörenberg, der in der glücklichsten Laune war und sich namentlich mit einem jungen Mann unterhielt, der durch seine Schönheit, seine Jugend, sein goldfarbiges blondes Haar und eine außerordentliche Lebhaftigkeit in seinem ganzen Wesen sich auszeichnete.

Es war dies Friedrich Sieghardt, ein junger Virtuose, der unter andern künstlerischen Notabilitäten zur Verherrlichung der Hoffestlichkeiten nach der kleinen Residenz gerufen war.

Sieghardt hatte trotz seiner Jugend schon einen bedeutenden Ruf gewonnen, hatte bereits Italien, Frankreich und England durchreist und wie er erzählte, war er im Begriff, von hier zu seinem reichen Wohlthäter zu reisen, der ihn hatte ausbilden lassen und der seinem Ende entgegen sah. Sieghardt, wie jung er war, hatte bereits gelebt; seine Virtuosität, verbunden mit so großen körperlichen Vorzügen, hatten ihm mancherlei Triumphe bereitet, die mehr dem Jüngling als dem

Künstler galten; man erzählte von seinen Erfolgen bei den Frauen zahllose interessante Anekdötchen, die er allerdings zurückwies, wenn sie ihm zu Ohren kamen, die aber deßhalb nicht minder begründet waren.

Ein hervorstechender Zug in Sieghardt's Charakter war seine Unruhe; er war unstät, hielt es nie länger als einige Wochen an einem Ort aus und war unglücklich, wenn man ihn länger zu fesseln suchte. Nur hier in der kleinen Residenz fesselte ihn ein Magnet, die Liebe — freilich nicht zum ersten Male aber mit einer Heftigkeit, die ihm selbst und seinen Ansichten, welche er bisher von der Liebe überhaupt gehabt, bedenklich erschien.

Julie war es, die kleine Virtuosin, mit der er durch Zufall zusammen getroffen war. Als „College" hatte er sich ihr vorgestellt; er hatte ihr Spiel sehr mittelmäßig gefunden, seine Ansicht jedoch verschwiegen, denn hundertfach groß war seine Verehrung für das reizende, eben erst aufblühende Geschöpf, das auch seinerseits ihm einige Hinneigung zu zeigen schien.

Sieghardt als junger Lebemann war fast täglich mit dem falschen Baron Großmann zusammen; er hatte eine gewisse Sympathie für den letzteren, die in Vertrauen übergegangen, und der Abenteurer war nicht wenig überrascht, als der junge Virtuose ihm die Ursach seiner auffallenden Zerstreutheit anvertraute; war es doch seine eigne Tochter, die der junge Mann mit solcher Leidenschaft verehrte.

Indeß nach dem ersten Eindruck dieser Mittheilung ward dieselbe dem vergnügungssüchtigen Abenteurer sehr gleichgültig, er dachte kaum noch daran und kümmerte sich wenig um den

jungen Virtuosen; wie lieb er diesen auch gehabt, ihn beschäftigten jetzt andere Angelegenheiten und Friedrich Sieghardt und er sahen sich seltener, wurden sich gleichgültig. Selbst die Nachricht, daß Sieghardt plötzlich abgereist, hatte endlich nur wenig Interesse für ihn, denn es waren ihm inmitten der erfolgreichsten Operationen Unannehmlichkeiten passirt, die seine eigne Person gefährdeten. Er hatte dem Baron Dörenberg, der seinen Aufenthalt hier weiter ausgedehnt als ursprünglich beabsichtigt war, bedeutende Summen im Spiel abgenommen. Dörenberg, erstaunt über die Hartnäckigkeit, mit welcher das Glück ihm, seinem Günstling, den Rücken wendete, war argwöhnisch geworden, es kam zu einer heftigen Scene und der falsche Baron Großmann ward als — falscher Spieler entlarvt. Nur seiner Gewandtheit hatte es der Abenteurer zu danken, daß ihm die Flucht gelang; seine Papiere blieben in den Händen der Polizei, man prüfte sie und erkannte sie als falsch. Dörenberg mußte zu seinem nicht geringen Schrecken erfahren, daß er demselben Abenteurer, der einst seine Schwester entführt, seine Freundschaft, sogar sein Vertrauen geschenkt; er schäumte vor Wuth, setzte Alles in Bewegung, um den Betrüger ergreifen zu lassen und reiste nach der Residenz ab, um auch dort alle Hebel zur Verfolgung in Anwendung zu bringen — freilich dort wie hier ohne Erfolg, denn weder der echte Baron von Grimmer, noch der falsche Baron von Großmann waren zu finden.

Camilla war inzwischen, als sie einigermaßen zu Kräften gelangt, mit ihrer Tochter ebenfalls nach der Residenz gereist.

Nur Sieghardt's Bitten und Vorstellungen hatten sie bewegen können, eine Stadt zu betreten, welche ihr Bruder bewohnte. Sieghardt hatte es verstanden, ihr ganzes Vertrauen zu gewinnen, Mutter und Tochter waren begeistert von dem interessanten jungen Mann und die erstere sah die Neigung ihres Kindes für denselben mit Freuden, denn sie fühlte, daß ihre Gesundheit für immer zerstört sei und glaubte in einer Vermählung Juliens mit Sieghardt eine Bürgschaft für das Glück der Tochter zu finden.

Die Liebe des jungen Virtuosen für die reizende Julie wuchs in der Residenz von Tag zu Tag. Sieghardt bot Alles auf, um Camilla und ihrem Kinde das Leben zu erheitern, er umgab Julie mit Aufmerksamkeiten, machte ihr kostbare Präsente, bereitete ihr alle nur denkbaren Zerstreuungen und führte an der Seite der Mutter das sonst so stille Mädchen in ein Chaos von Zerstreuungen und Genüssen.

Camilla hatte nie nach den Vermögensumständen Sieghardt's gefragt, es genügte ihr, zu sehen, daß er ohne irgend welche Sorgen stets bedeutende Ausgaben machte und die absichtslosen Aeußerungen, welche er zuweilen fallen ließ, beruhigten sie. Wußte sie doch, daß er einen reichen Wohlthäter besaß, der für seine Ausbildung gesorgt hatte und ihn noch immer freigebig unterstützte.

Was Camilla lange erwartet, geschah; Sieghardt bat um die Hand der Tochter, die ihm gern gewährt wurde. In aller Stille fand die Vermählung des jungen Paares statt.

Kaum sah Camilla ihr Kind versorgt, als sich durch einen Unfall ihr Blutsturz wiederholte, und wenige Wochen später

stand Julie trostlos und verzweifelt am Sterbebette der so schwer geprüften Mutter. Mit feierlicher Ruhe schloß Camilla noch einmal ihre Tochter in die Arme.

„Sei glücklicher, mein Kind, als es Deine arme Mutter gewesen!“ flüsterte ihr die Sterbende mit halb gebrochener Stimme zu. „Sei glücklich! ... Ich ... war es nie! .... Habe Dank, barmherziger Gott, daß du wenigstens meinen letzten Tagen noch einen Sonnenstrahl beschiedest, daß du mich von hinnen scheiden lässest mit dem Bewußtsein, mein armes Kind nicht schutzlos zurück zu lassen!“

Und Camilla faltete noch einmal die Hände, über ihre Lippen zitterte noch ein leises, unverständliches Gebet; es galt dem Unwürdigen, der ihr ganzes Lebensglück zertrümmert. Wenige Minuten später war sie nicht mehr.

Einige Tage später stand auch Sieghardt an einem Sterbebette und zwar an dem seines Wohlthäters, der plötzlich vom Schlage gerührt worden, und zwar nicht ohne große Besorgniß für sich selbst und seine Existenz. Sieghardt hatte sowohl Camilla wie seiner jungen Gattin verschwiegen, daß er nur der Freigebigkeit dieses edlen Mannes, eines alten Junggesellen, die Mittel verdankte, über welche er verfügte. Jetzt konnte diese Quelle für immer versiechen und er war dann wieder auf sein Virtuosenthum angewiesen, das er, seit er Julie kennen gelernt, unverzeihlicher Weise vernachlässigt hatte.

Mit Bangen im Herzen folgte er der Leiche seines Wohlthäters, der, als er an dessen Sterbebett geeilt, der Sprache nicht mehr mächtig gewesen war. Sehr verstimmt kehrte er zu seiner jungen Gattin zurück; schweigsam saß er an ihrer

Seite und dachte jetzt, da er noch für ein zweites Wesen verantwortlich war, zum ersten Male an die Zukunft. Sein Leben als Virtuose hatte für ihn viel Reiz gehabt, so lange er frei und unabhängig in der Welt herum ziehen konnte, jetzt fühlte er ein fremdes Gewicht an seinen Füßen, ja ihm war's, als seien auch die Flügel seines Genies erlahmt, und die Prosa trat an die Stelle der Poesie. Das Leben erschien ihm plötzlich grau und verblaßt, reizlos und alltäglich, ihn dünkte, er habe sich leichtsinnig in ein Gefängniß begeben, dessen Pforten sich hinter ihm geschlossen; die Blumen, welche dasselbe geschmückt und ihn hier hinein gelockt hatten, waren verwelkt und die kahlen, nackten Wände desselben starrten ihn an.

Freilich mußte er sich selbst gestehen, daß Julie schön sei, er mußte sich sogar sagen, daß er beneidet werde; aber er wollte ja gar nicht beneidet werden, er hätte gern dieses Glück sammt den Fesseln desselben seinen Neidern gegönnt, wenn er nur wieder hätte frei sein können, frei wie er es einst gewesen, und glücklich, wie es nach seiner Ueberzeugung nur der Freie sein kann.

Sieghardt hatte gewissermaßen Recht: das Virtuosenthum, wie er es verstand und liebte, paßt nicht in die engen Schranken, welche das häusliche Leben zieht, dem Genius erscheint es wie eine Galeere und jedesmal, wenn er seinen Flug in die Lüfte machen will, zieht ihn die eiserne Kette häuslicher Pflicht wieder zu Boden. Schal, alltäglich und fadenscheinig, schwung- und poesielos drängt sich dem in seiner wilden Schrankenlosigkeit verirrten Genie die Wirklichkeit zu jeder Stunde auf, die materiellen Bedürfnisse, die seine Natur doch ebenso wenig

entbehren kann wie jeder Staubgeborene, erscheinen ihm wie eine Profanation seines erhabenen Berufs, seiner eminenten Sendung, selbst das Weib, das von ihm angebetet worden, steht in seinen Augen da wie ein katholisches Heiligenbild, dem durch eitel Verehrung und Anbetung das Roth von den Wangen geküßt ist.

Zahllos sind die Künstlerehen dieser Art, welche in glühendster, überschwenglichster Liebe, in einer Leidenschaft geschlossen worden, der aber schon nach einer Spanne Zeit die erbarmenloseste Nüchternheit folgte, sobald die Wirklichkeit die Liebenden von der Wahrheit des Jean Paul'schen Ausspruchs überzeugte, daß man nicht allein ein paar Flügel für die Luft, sondern auch ein paar Schuhe für die Erde haben müsse; grenzenlos ist das Elend, welches solchen Ehen nur allzu oft zu folgen pflegt, und leider drohte Sieghardt's Ehe ein gleiches Schicksal.

Der Rausch des Virtuosen verflog mit demselben Augenblick, wo durch den Tod seines so freigebigen Wohlthäters sich ihm die Frage aufdrängte, wovon er jetzt leben werde, wo die Nothwendigkeit ihn zur Thätigkeit rief. Thätig sein, ja das wollte er allerdings, aber in seiner genialen Weise, nur so, wie es ihm seine jugendliche, unreife Lebensanschauung vorspiegelte. Sein Talent leuchten lassen in der glänzendsten Weise, wie ein Komet am Himmel erscheinen, nicht aber wie die zahllosen gewöhnlichen Sterne, welche die sehr alltägliche Aufgabe tragen, diese miserable Welt mit all ihren elenden Kreaturen zu beleuchten. Für sein Weib und demnächst sogar für sein Kind arbeiten, welche spießbürgerliche Aufgabe, eines

Genies so unwürdig! Als er sich vermählte, hatte er mit keinem Gedanken daran gedacht, daß man um sein tägliches Brod ringen müsse, daß man als Gatte sich Mühen und Sorgen, die ganze Prosa des bürgerlichen Lebens auflade, das er doch bisher so mitleidig betrachtet, daß man ein Zugpferd werden müsse wie sie Alle, die vor ihrer freiwillig aufgebürdeten Last keuchen, bis sie ermattet, erschöpft zusammen brechen.

Sieghardt hatte vom Leben nur den idealen Begriff, dem die Enttäuschung immer folgt, und jede Ueberlegung dieser in seinen Augen so armseligen Stellung trug dazu bei, ihn noch mehr zu verbittern.

Einige Wochen genügten, um ihn Julie zu entfremden; sah er sie weinen, so hielt er das für einen Vorwurf, der ihr nicht geziemte, sah er sie stumm und ergeben dulden, so erschien ihm dies als ein noch größerer Vorwurf. Warum sprach sie nicht, warum sagte sie nicht zu ihm: das ertrage ich nicht, das kann ich nicht ertragen! So hätte er sich mit ihr aussprechen können, so hätten sie sich, meinte er, versöhnt oder sie hätten beschlossen, sich zu trennen, der Eine hiehin, der Andere dorthin zu gehen; es hätte ein Donnerwetter gegeben, und das reinigt die Luft, oder es — — jedenfalls war er der Ueberzeugung, daß es anders besser gewesen wäre.

So ist der Mensch, d. h. der ungewöhnliche, der die hohe Mission fühlt, ein Genie, also etwas ganz Andres als Andre zu sein!

Sieghardt, der sich unglücklich fühlte durch die Verpflichtung, mit seinem hohen Talent wie jeder gewöhnliche

Tagelöhner für Weib und Kind arbeiten zu müssen, ward einige Wochen nach dem Tode seines Wohlthäters, als er bereits innerlich zu dem Entschluß gekommen, um jeden Preis diese verhaßten Fesseln zu brechen, durch die Nachricht überrascht, daß er von dem Verblichenen zum Erben eingesetzt worden und also in den Besitz eines ziemlich ansehnlichen Vermögens kommen werde.

Sofort betrachtete er das Leben, also seine Rechte, nicht aber seine Pflichten von einer ganz andern Seite. Er war jetzt reich und konnte sein Talent nun üben, so weit es ihm als reichem Mann Vergnügen machte, so weit er seine Person dadurch illustrirte und persönliche Triumphe feiern konnte. Jetzt erklärte es sich also, daß der eigentlichste Grund von Sieghardt's totaler Verstimmung in der Beschränkung lag, welche die Ehe seiner Eitelkeit als schöner und talentbegabter Mann auferlegte. Er, den die Weiber bisher so verwöhnt, sah sich als Ehemann in den Schatten gestellt, sein Weib genügte seiner Eitelkeit nicht mehr, seit er sie besaß; Julie versäumte es auch vollständig, seiner grenzenlosen Eitelkeit zu schmeicheln, und das verzieh er ihr nicht, das war in seinen Augen, ohne daß er es sich selbst gestand, ein Capital-Verbrechen.

Jetzt also sah Sieghardt sich im Besitz alles Dessen, was er ersehnt, und gerade jetzt mußte er mit den Ketten des ehelichen Lebens belastet sein!

Ohne Julie in sein Glück einzuweihen, ohne ihr von der Erbschaft ein Wort zu sagen, begann er sich unter die jeunesse dorée der Residenz zu mischen, die an dem lebenslustigen,

vermögenden und durch seine Talente ausgezeichneten jungen Mann Gefallen fand. Die gänzlich auf das Haus angewiesene junge Frau, der jeder Umgang abgeschnitten ward, erfuhr nur zufällig, daß ihr Gatte in öffentlichen Concerten, in den glänzendsten aristokratischen Kreisen, sogar am Hofe auftrat und durch sein Spiel die großartigsten Triumphe feierte. Sie ahnte nicht, wie dem schönen jungen Virtuosen die Herzen, namentlich der leichtfertigen Weiber, deren diese Sphäre genug zählt, entgegen schlugen, sie wußte nicht, in welchem Taumel er sich befand, sie sah ihn nur gänzlich erschöpft seine Wohnung aufsuchen, sie empfand es mit tiefstem Schmerz, daß er immer wortkarger und abstoßender gegen sie ward, daß allmählich auch das Fünkchen von Liebe, welches die Gewohnheit in uns immer wieder mühselig anzufachen bemüht ist, erlosch, daß er sie als eine Last betrachtete und vergeblich nach dem Zauberwort suchte, das ihn von ihr befreien könne.

Selbst als Julie ihren Gatten mit einem blonden, allerliebsten Mädchen beschenkte, das ganz seine Züge trug, hatte Sieghardt wenig oder nur vorübergehendes Gefühl für dasselbe und nur nach und nach, wenn er nach wüst verbrachten Nächten heimkehrte und sich zerstreut, mißmuthig an die Wiege stellte, begann das natürliche Vatergefühl sich in ihm zu regen, ohne indeß eine Annäherung zwischen den beiden Gatten herbei zu führen.

Der Sommer kam, Sieghardt und Julie waren seit einem Jahre vermählt. Der erstere erblickte in der schönen Jahreszeit eine günstige Gelegenheit, für einige Zeit ganz seine Freiheit wieder zu genießen. Er erklärte seiner jungen Frau, er

werde eine Badereise machen und zwei Monate ausbleiben. Die Mutterpflicht versagte es Julien natürlich, ihn zu begleiten, und hierauf hatte er eben seinen Reiseplan berechnet.

Mit Thränen entließ ihn das arme Weib; ein banges Gefühl prophezeite ihr noch größeres Unglück, indeß keine Bitten konnten Sieghardt bestimmen, zu bleiben. Er reiste. Im Bade begegnete ihm der Baron von Großmann, den er vor anderthalb Jahren in der kleinen Residenz an der Seite des Baron von Dörenberg kennen und als den liebenswürdigsten Gesellschafter lieben gelernt. Großmann war allerdings anfangs ein wenig verlegen, als er aber aus Sieghardt's Benehmen ersah, daß dieser von seinem Fiasco an jenem Orte nichts wußte, vertraute er ihm an, er nenne sich hier ganz einfach Behrmann, weil er seinen wirklichen Namen nicht in der Fremdenliste sehen wolle, aus Gründen, die er ihm später nennen werde, er möge ihn also ja mit diesem Nnmen anreden.

Sieghardt fand hierin nicht Außerordentliches. Beide setzten ihren Umgang intimer fort als früher. Behrmann gebot über ziemliche Mittel und hörte bald von dem Glück, das inzwischen den jungen Virtuosen getroffen; von seiner Vermählung fiel kein Wort. Sieghardt hatte ja keine Ahnung von den engen Banden, welche zwischen seiner Gattin und diesem Manne bestanden. Zwei pflichtvergessene Gatten fanden einander also hier und gleiche Sympathien fesselten sie gegenseitig, wie das bei gleichen Neigungen und gleichen Schwächen sehr erklärlich.

Für den falschen Baron Großmann, der, wie wir sahen,

wiederum auch der Schlinge entgangen, welche man ihm vor anderthalb Jahren um den Hals werfen wollte, war ein leichtsinniger, lebenslustiger junger Mann wie Sieghardt eine unbezahlbare Eroberung; er betrachtete ihn wie eine frische saftige Citrone, die er auszudrücken die Aufgabe hatte. Männer wie dieser jetzt genannte Behrmann sind für Freundschaftsgefühle, selbst wenn sie ihnen mit der rührendsten Innigkeit entgegen getragen werden, unempfänglich, wie sie es für alle wärmeren Empfindungen sind; ihr Interesse dictirt Alles, denn Täuschung und Betrug sind ihr Handwerk.

In schlimmere Hände als die dieses Behrmann konnte Sieghardt also nicht gerathen. Der erstere bemühte sich, seinen jungen Freund in alle Kreise einzuführen, er überredete ihn, sich öffentlich in den Concerten des Curorts hören zu lassen, um seine Eitelkeit zu stacheln, er führte ihn sogar in die frivolen kleinen Soiréen, welche von einigen aus Frankreich herüber gekommenen Loretten veranstaltet wurden, und wußte, mit einem Wort, seinen jungen Freund von einem Taumel in den andern zu stürzen.

Sechs Wochen verstrichen Sieghardt im Curorte unter den wildesten Zerstreuungen, bis man sich eines Morgens lächelnd auf der Brunnen-Promenade erzählte, der schöne junge Virtuose sei gestern Abend in Gesellschaft einer Französin abgereist, die nicht nur durch ihre Reize, sondern namentlich auch durch ihr heiteres, übermüthiges Temperament allgemeine Bewunderung erregt hatte.

Behrmann schlug sich vor den Kopf, als er dies hörte. Sieghardt war allerdings von ihm schon sehr stark gerupft

worden, derselbe hatte bereits dreimal von seinem Bankier große Summen requirirt, von denen der größte Theil bei Spiel und Champagner in Behrmann's Tasche gewandert war, daß aber der junge Freund sich ihm so heimlich entwand, empörte ihn, das betrachtete er als einen Schurkenstreich, denn Behrmann glaubte die vollgültigsten Ansprüche auch auf den Rest von Sieghardt's Vermögen zu haben, den er jetzt sicher anderweitig verwendete, wahrscheinlich sogar in den Schooß dieser intriganten, schönen Französin warf.

Am nächsten Tage schon machte sich auch Behrmann auf; er hatte in Erfahrung gebracht, daß das Bad Spaa das Ziel Sieghardt's und seiner Gefährtin sei und folgte ihnen dorthin.

Acht Wochen später schlich Sieghardt leichenblaß, abgezehrt, mit tief zurückgesunkenen Augen, aus welchen die Verzweiflung sprach, über die Boulevards von Paris.

„Hätt' ich nur so viel noch übrig behalten, um mir eine Geige zu kaufen und meinen Unterhalt zu verdienen!“ murmelte er, mit den Zähnen knirschend, vor sich hin, während er vergeblich mit den Händen in den Taschen wühlte. „Mein Weib und mein Kind werden darben daheim, sie werden nach mir rufen, umsonst nach mir suchen! . . . Aber was nützte es, wenn ich zu ihnen zurückkehrte, wenn ich das Geld zur Rückkehr hätte; ich käme mit leeren Händen, mit leerem Herzen und einem Bewußtsein, das mich meine eignen Gedanken fliehen läßt! . . . Ich habe Alles vergeudet, habe mit strafbarem Leichtsinn selbst mein Herzblut verschwendet! Ich bin eine

wandelnde Ruine, ein Todter, der nicht einmal so viel übrig behalten, sich einen Sarg zu kaufen, ein Schatten, der spricht und denkt, der dem Leichtsinnigen, dem er einst gehörte, unaufhörlich die entsetzlichsten Anklagen zuruft, ihm Dinge nachsagt, die nicht einmal Verleumdung sind! ... Daheim weinen mein Weib und mein Kind, und dieses Weib hier wies mir lachend die Thür, als ich kam, sie wenigstens um so viel anzuflehen, daß ich mir ein Instrument kaufen könne, damit ich nicht zu betteln brauche für meinen Unterhalt ... Tausende verschwendete ich für sie, und s i e ..."

Mit einem Hohngelächter unterbrach er sich selbst und blieb vor dem Schaufenster einer großen Musikalienhandlung stehen.

„Ich will hinein gehen zu diesem Mann," sprach er vor sich hin; „ich will ihn bitten, mir eine Geige in die Hand zu geben, will versuchen, ob ich den Bogen noch führen kann; vielleicht ist er barmherzig genug, mir irgendwo für mein Spiel ein paar Franken zu verschaffen, womit ich ihm das Instrument bezahle; und dann will ich umher ziehen, will auf den Märkten, auf den Kirchweihen spielen und mir mein kümmerlich Brod erwerben."

Sieghardt trat ein. Hier verlieren wir ihn einstweilen aus den Augen.

II.

Eine unnatürliche Mutter.

Die Aehnlichkeit des Geschickes der Kinder mit dem der Eltern ist oft bis zum Erschrecken groß; erben die Sünden der Väter bis in's dritte und vierte Glied, so rächt sich die Schwäche der Eltern nicht selten an den unschuldigen Kindern; man möchte behaupten, dasselbe Blut treibe zu denselben Thorheiten und dieselben Thorheiten erzeugen dieselben Folgen.

Eben um dies darzuthun und den Titel unsrer Geschichte zu rechtfertigen, griffen wir so weit in derselben zurück; den Fluch der Unstätheit und Ruhelosigkeit, den angebornen Instinct des Unglücks zu finden, die angeerbte Prädestination, zu deren Erfüllung das Blut der Väter treibt, sollte hier in Generationen geschildert werden, so weit es die Episode zuließ, in der wir vielleicht umständlicher waren, als es beabsichtigt wurde.

Das Schicksal der Tochter ward ein nicht minder beklagenswerthes als das der unglücklichen Mutter, die in blinder Hast, ihr Kind versorgt zu sehen, der Neigung ihres Kindes Vorschub leistete und von der Vorsehung wenigstens bewahrt wurde, das Elend derselben noch zu erleben. War Camilla's Gatte ein herzloser, routinirter Abenteurer, so war der Juliens ein eitler, leichtsinniger Mann, der sich für zu gut, zu erhaben hielt, als daß er verpflichtet sein könne, die kleinen und großen Lasten des häuslichen Lebens auf sich zu bürden. War Grimmer

ein Zigeuner aus Profession mit allen Lastern und Treulosigkeiten eines solchen, so war es Sieghardt aus Gewohnheit und Leidenschaft; den ersteren trieb sein Hang für Ausschweifung dazu, seine gesellschaftliche und körperliche Gewandtheit zu allerlei gesellschaftlichen Zigeunerkünsten zu mißbrauchen, Andre auszubeuten, zu betrügen und so in ewiger Flucht vor Entdeckung und Verhaftung zu leben; dem Andren war seine Geige ganz dasselbe, was dem Zigeuner seine Fiedel ist. Das Schicksal spielte ihm den Possen, ihn reich zu machen, und er streute das Geld Jedem in den Schooß, der seiner Eitelkeit zu schmeicheln wußte.

Wohl fühlte Sieghardt, als er wieder allein und verlassen von seinen falschen Freunden in der Welt dastand, die heftigsten Gewissensbisse über seine Handlungsweise, und wenn er auch Julie in der That nicht mehr liebte, er sagte sich selbst, daß er an ihr zum Schurken geworden. Wie aber sollte er jetzt vor sie hintreten? Mußte der Anblick seines Weibes, seines Kindes ihm nicht zur fürchterlichsten Gewissensqual werden; war er nicht beschämt vor der ganzen Gesellschaft, in der er eine so glänzende Rolle gespielt? Würde man nicht mit Fingern auf ihn zeigen? ... Nein, lieber die Armen, die ja doch einmal unglücklich waren, der Barmherzigkeit Andrer überlassen, als auch sie noch tiefer mit sich in sein Elend hinabziehen! Später ... ja später, wenn es ihm gelungen, sich wieder aufzuschwingen, wollte er sie wieder finden, wollte er gut machen, was er an ihnen gefrevelt.

Aber Sieghardt fühlte leider schon, als wir ihn auf dem Boulevard sahen, daß seine ohnehin schwächliche Gesundheit

untergraben war durch Monate lange Ausschweifungen, und daß sein guter Wille an seiner körperlichen Hinfälligkeit bald seine Grenzen finden werde.

Inzwischen verlebte Julie die qualvollsten Tage. Ihre flehenden Briefe an den Gatten blieben ohne Antwort; Wochen, Monate vergingen, keine Nachricht von Sieghardt.

Endlich vermochte sie es nicht mehr, ihre Angst zu zügeln. Noch besaß sie eine kleine Summe von Dem, was ihr Sieghardt großmüthig zurückgelassen; sie übergab dieselbe der Amme ihres Kindes, überließ dieser ihre Wohnung und machte sich auf, ihren Gatten zu suchen.

Sie fand ihn nicht; was sie jedoch über ihn hörte, war hinreichend, um sie in die tiefste Verzweiflung zu stürzen. Abermals eilte sie seiner Spur nach; sie verkaufte Alles, was sie noch Werthvolles besaß, sie dachte nicht an die Existenz ihres Kindes, nur an ihr eignes Schicksal; sie verleugnete ihr Muttergefühl im Sturm aller der Gefühle, deren Spielball sie war, denn wie sanft und hingebend sie auch in ihrer Ruhe war, ebenso heftig, rücksichtslos und überstürzend ward sie, als sie sich von dem Frevel überzeugte, der an ihr verübt worden.

Julie hatte sich seit ihrer Vermählung zu einer der imponirendsten und blendendsten Schönheiten entwickelt; nur einen Mann wie Sieghardt, der in ihr nichts sah als ein Wesen, das ihn an die Erde fesselte, während er zum Himmel aufstrebte, nur ihn konnten die Reize dieses Weibes kalt und gefühllos lassen, dieselben Reize, die ihn einst entzückt hatten. Als Gegensatz der Sanftmuth, welche Camilla bei gleichem

Schicksal entwickelt, fühlte Julie, die lange duldend gewartet hatte, daß der Gatte umkehren und ihren Werth zu schätzen wissen werde, sich tödtlich verletzt; mit der aufrichtigsten Hingebung hatte sie Allem entsagt, hatte still wie eine Märtyrerin daheim geweint, wenn sie den Gatten draußen im Kreise seiner Freunde wußte; jetzt empörte sich in ihr der Stolz des Weibes gegen solchen Undank und diese Empörung wuchs zur Raserei, als sie durch Zufall erfahren, was Sieghardt ihr verschwiegen, daß er in Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt und im Zuge sei, dieses Vermögen auf die unverzeihlichste Weise zu vergeuden.

Julie suchte abermals vergebens; in ihrer Heftigkeit schoß sie oft über die Spur hinaus, wenn sie ganz in ihrer Nähe war. Als sie Paris erreichte, hatte Sieghardt die Stadt wieder verlassen, Niemand wußte, wohin er sich gewendet; Alles, was sie erfuhr, bestand darin, daß er arm wie ein Bettler, daß er Wochen lang in einem maison de santé gelegen, auf Kosten einiger barmherzigen Künstler dort gepflegt worden sei und noch ganz gelähmt dieses Haus verlassen habe.

Bis hieher hatten die Mittel des unglücklichen jungen Weibes gereicht; sie sah sich plötzlich inmitten des großen Babels von allen Hülfsquellen verlassen, keine Rettung bot sich ihr zur Fristung des armseligen Lebens.

Aber Julie war schön und hier sollte sie erst den Werth der Schönheit kennen lernen. Die unglückliche junge Frau ward von der Noth an den Rand des Strudels gedrängt, in welchem selbst der kräftigste Schwimmer untergeht. Sie schloß die Augen vor dem, was vor ihr lag, sie zwang sich zu ver-

gessen, was hinter ihr lag. Um nicht täglich, stündlich an den Treulosen erinnert zu werden, legte sie sogar seinen Namen ab, und ohne Ahnung, wie geächtet der Name ihres Vaters war, griff sie zu diesem zurück. Sieghardt's verlassene Gattin brillirte als Baronin von Grimmer, eine bewunderte Schönheit, in glänzender Equipage im Bois de Boulogne; zu ihren Füßen lag ein junger Mann von fürstlichem Range und unermeßlichem Vermögen, der sie anbetete und in dessen Gesellschaft sie wirklich vergessen lernte.

Anfangs freilich gehört viel Lärm, viel Zerstreuung, ein ununterbrochener Taumel dazu, um das vorwurfsvolle Pochen des Herzens, die immer wiederholten Vorwürfe des Gewissens in der Brust eines jungen Weibes zu übertäuben, das sich schuldig weiß, indeß allmählich erlahmt das Herz, schweigen die innern Vorwürfe und wer die Brücke hinter sich abgebrannt, muß schon am andern Ufer bleiben.

Julie ward eine der gefeiertsten „Zigeunerinnen" des wilden pariser Lebens. Sie bewohnte eine glänzende Etage mit königlicher Ausstattung und sah in ihren Salons die ersten Gestirne vom Himmel des pariser Leichtsinns. Sie besuchte mit jedem Sommer die französischen Bäder, machte, von diesen kommend, die interessantesten Reisen, verschwendete Tausende und Abertausende und ward bewundert und beneidet.

Die stille Frage des Mutterherzens, was aus ihrem Kinde geworden, verlangte zwar während der ersten Jahre oft und stürmisch von ihr Antwort, indeß auch sie schwieg allmählich. Erst als Julie einsehen mußte, daß nichts so treu wie das Unglück, nichts so unzuverlässig wie das Glück, erst

da begann sie wieder sich Vorwürfe zu machen, freilich als es längst zu spät war.

Wir übergehen die Reihe von Jahren, während welcher Julie nicht schöner, sondern älter ward, und dies rechtfertigte ihre Schicksale. Verschwunden war der Mann, der ihr seine unermeßlichen Reichthümer zu Füßen gelegt, und Julie sah zu spät ein, daß sie diese nicht zu erhalten verstanden. Sie hatte den Mann anfangs zwar nur geachtet, er aber hatte sie gezwungen, ihn zu lieben. Jetzt zwang er sie, ihn zu vergessen.

Julie trauerte um ihn und verzehrte was sie von seinen reichen Geschenken übrig behalten; dann fand sie sich genöthigt, auch ihn zu vergessen, und dieselbe Nothwendigkeit wiederholte sich mehre Male. Endlich empfand sie einen Ekel an dieser Existenz, sie begann an das Vaterland zurück zu denken; sie wollte wieder gut machen, was sie gefehlt, wollte ihr Kind aufsuchen und von den wenigen Tausend Franken, die sie noch gerettet hatte, daheim ein stilles, zurückgezogenes Dasein führen. Sie wollte zuvörderst das Grab ihrer Mutter besuchen, dann dem Verbleiben ihres Kindes nachforschen und dann . . . . Weiter gingen ihre Pläne nicht.

Noch immer war Julie schön, obgleich fast funfzehn Jahre verstrichen waren seit sie nach Paris kam; aber diese Schönheit war eben nur noch eine künstliche. Mit so klassischen Zügen, so edler Gesichtsform, so junonischem Wuchs mußte es einem Weibe, das die Kunst der Toilette versteht (und wer erlernte diese in Paris nicht) sehr leicht fallen, äußerlich der Zeit zu trotzen, und da sie wie alle Weiber, denen die Existenz

die Eitelkeit zur Pflicht macht, sich nicht entschließen konnte, der Schönheit zu entsagen, so fanden wir sie noch als schönes Weib, das vermöge der hohen Schule, welche sie durchgemacht, in der Kokketterie das Erstaunlichste leistete und noch heute der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war.

Da Julie während ihrer kurzen Ehe in der Residenz ein stilles, häusliches Leben geführt, erkannte sie Niemand, als sie hieher zurückkehrte, denn auch den Namen ihres Gatten hatte sie nicht wieder angenommen. Fruchtlos war das Suchen nach ihrem Kinde. Die Leute, die damals in dem Hause gewohnt, waren nicht mehr am Leben; von dem Verbleiben der Amme, der sie das Kind übergeben, wußte selbst die Behörde nichts, da inzwischen ein zu großer Zeitraum verstrichen war; ebenso wenig erfuhr sie hier etwas über Sieghardt, zumal sie es niemals wagte, seinen Namen auf ihre Zunge zu nehmen. Und dennoch — sonderbarer Widerspruch in dem Gefühlsleben des Weibes! — dennoch bewahrte sie das Bild ihres Gatten in ihrem Schlafgemach unter einem Flor. Diesem Bild verdankte sie wenigstens, daß der Zufall ihr einigen, wenn auch unbedeutenden Aufschluß über das Verschwinden ihres Kindes gegeben. Als ihr Weg sie nämlich eines Tages an einer Trödler-Bude vorbeiführte, sah sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung ein von einer dicken Staubkruste überzogenes Oelgemälde, aus welchem sie, erkennbar selbst unter dieser Staubkruste, die Züge Sieghardt's anstarrten.

Minuten lang stand sie wie gelähmt, unbeweglich da, dann trat sie in den Laden ein, fragte den Besitzer desselben, wie er zu diesem Bilde gekommen und erfuhr, daß ihm dasselbe

nebst verschiedenen andren Gegenständen, Mobilien u. dergl., vor wohl funfzehn Jahren von einem jungen Mann verkauft worden sei. Noch heute, meinte er, könne er sich erinnern, wie bleich und leidend dieser Mann gewesen, ein Todes-Kandidat, der bei Lebzeiten wohl schon für seine Begräbnißkosten gesorgt habe, setzte der Trödler hinzu. Weitere Auskunft über ihn zu geben war er nicht im Stande.

Wer anders als Sieghardt konnte dies gewesen sein; wer anders hätte das Recht gehabt, diese Gegenstände zu verkaufen. Also war er dennoch wieder hier gewesen, hatte sie vielleicht gesucht, ja vielleicht hatte ihn sein Gewissen wieder zurück geführt; während sie im Süden war, irrte er damals im Norden umher; er war bleich und krank gewesen, das stimmte mit den Nachrichten überein, welche sie in Paris über ihn erhielt, denn er hatte ja damals das Krankenhaus in einem Zustande verlassen, den man ihr als fast hoffnungslos geschildert.

Aber Jahre, lange Jahre waren seitdem verstrichen. Hatte Sieghardt sein Kind noch gefunden? Hatte er es mit sich genommen? Lebte er noch und wo? Das Alles waren Fragen, auf die ihr Niemand Antwort zu geben vermochte.

Julie kaufte das Bild und verhüllte es mit einem Flor. Sie besaß Pietät genug, um es aufzubewahren, aber nur wenn sie sich in der trübsten Stimmung befand, wagte sie es, diesen Flor zu entfernen, und mit Thränen im Auge einer kurzen, schönen Zeit zu gedenken, deren Wonne sie mit so vielen Prüfungen und mit dem Verlust ihrer Seelenreinheit bezahlte.

Nur zu bald mußte sie auch einsehen, daß trotz allen Einschränkungen die Mittel, welche ihr geblieben waren, nicht

lange ausreichen konnten, daß sie neuen Entsagungen entgegen gehe. Julie entschloß sich bei Zeiten, auch die letzten Kostbarkeiten zu verkaufen, welche sie noch besaß. Man wies sie zu dem alten Salomon. Diesen interessirte die hohe, aristokratische Gestalt des fremden Weibes, der Adel, welcher in ihrer Haltung, in allen ihren Bewegungen lag, während der Kummer deutlich aus ihren bleichen Zügen sprach.

Der alte Salomon, der mit mancherlei vornehmen Persönlichkeiten in geheimer Beziehung stand, hatte Sinn für „das Gentile," wie er sich ausdrückte; er prüfte bald die Geschmeide, welche ihm Julie übergab, bald die leidenden Züge der Fremden und mißbrauchte die Verlegenheit, in welcher diese sich offenbar befand, um sich über ihre Person die nöthigen Aufschlüsse zu verschaffen, er erklärte ihr, die Sachen nicht anders kaufen zu können, als wenn er genau über deren Ursprung und die Lebensverhältnisse ihrer Besitzerin aufgeklärt werde.

Thränen feuchteten die dunklen Augen Juliens, als sie sich gezwungen sah, ihre Verhältnisse, ihren Namen preis zu geben; indeß welche Gründe hatte sie, hier aus ihrer Person ein Geheimniß zu machen?

Kaum hatte Salomon den Namen Grimmer gehört, als es in seinem listigen Auge blitzte.

„Von Grimmer . . . Grimmer!" rief er mit dem Kopfe nickend. „Kenn' ich doch den Namen! Hm! Fährt mir doch eine Erinnerung durch den Kopf, eine Erinnerung . . ."

Salomon trommelte sich mit den langen magern Fingern

vor die Stirn, um dadurch den schlauen, prüfenden Blick zu verstecken, den er auf die Fremde warf.

„Ganz recht!" rief er endlich. „Herr von Grimmer! Er vermählte sich vor nun schon vielen Jahren mit einer Baronesse von Dörenberg und ging mit ihr nach London! ... Vielleicht ein Verwandter von Ihnen? Mir ist der Name nur einmal vorgekommen!"

„Diese Baronesse von Dörenberg war meine Mutter!" antwortete Julie vor sich niederblickend.

„Hm! Sie war ... So ist sie also todt!"

„Noch gestern stand ich an ihrem Grabe!"

„Also hier ist sie gestorben!" fuhr Salomon den Kopf wiegend fort. „Habe sie nicht gekannt persönlich, kenne nur ihren Bruder, den Kammerherrn von Dörenberg ... Ein sehr reicher, sehr vornehmer, sehr einflußreicher Mann!" setzte er mit eigenthümlicher Betonung hinzu.

Julie fuhr kaum merkbar zusammen, dem schlauen alten Fuchs entging das nicht. Ihre Mutter hatte ihr einige Wochen vor ihrem Tode ihre ganze Lebens- und Leidensgeschichte erzählt und in dieser Erzählung hatte der Kammerherr keine vortheilhafte Rolle gespielt, denn Camilla hatte ihr ausdrücklich gesagt, daß dieser Bruder sie mit teuflischer Malice verfolgt, daß sie es ihm zum Theil verdanke, daß ihr nirgendwo Ruhe vergönnt worden sei. Julie hatte auch schon mehrmals zufällig von dem Kammerherrn sprechen gehört und der Name dieses Mannes hatte für sie nothwendig etwas Unangenehmes; sie fürchtete ihn, wie ihn die Mutter gefürchtet hatte.

Salomon, dessen geheime Beziehungen zu den Dörenbergs

wir bisher angedeutet, sah in Julie eine Person, die ihm von Nutzen werden könne und deren er sich versichern müsse. Er übernahm die Schmucksachen nur als Pfand, zeigte eine Großmuth, welche Julie rührte, zahlte ihr eine Summe, die ihre Erwartungen bei weitem übertraf, und bat sie, sein Haus als das eines Freundes zu betrachten, wenn sie sich verlassen fühlte, wie er zu glauben Ursache habe.

Nicht gewohnt an so uneigennützige Theilnahme, Vertrauen fassend, weil sie hoffte, von dem Alten Weiteres über ihre Familie zu hören, die sie nur aus den Erzählungen der Mutter kannte, ging sie auf die Ideen Salomon's ein und dieser that das Unerhörte, er führte sie hinauf zu seiner Tochter, zu der ebenso vereinsamten Rahel, der natürlich jedes Wesen willkommen war, dem sie sich mittheilen konnte.

Julie war fortab die Einzige, welche freundschaftlicher Weise Sami Salomon's Haus betrat; sie kam allwöchentlich einmal und dieser Besuch war für Rahel stets ein freudiges Ereigniß. Wie aber Alles gemißbraucht wird, so geschah es auch hier. Kaum hatte Rahel außerhalb des Hauses einen Anknüpfungspunkt, als sie auch Mittel und Wege fand, die Aufmerksamkeit ihres Vaters zu täuschen, und wenn Julie nur einmal wöchentlich zu Rahel kam, so erschien diese desto öfter heimlich bei Julie und benutzte jede Stunde, wenn der Alte das Haus verlassen hatte, um durch die Hinterpforte zu entwischen.

Salomon's Töchterlein war auf schlimmen Wegen, wie schon zu Anfang unsrer Geschichte angedeutet wurde und wie wir dies ferner sehen werden.

Der Zufall, der selten etwas Gutes stiftet, aber schadenfroh keine Gelegenheit versäumt, das Gegentheil zu besorgen, ließ Julie eines Abends, als die Vereinsamung ihr unerträglich, dem Kammerherrn und seinem Neffen Gerhard im Theater begegnen. Der Letztere schien hingerissen von Juliens Schönheit, denn sie hatte die einfachste, aber geschmackvollste Toilette gemacht und entwickelte in dieser stets die französische Schule.

Kammerherr von Dörenberg war, wie wir wissen, stets bereit, die Thorheiten seines Neffen zu unterstützen. Juliens Antlitz erinnerte ihn an ein Gesicht, das ihm früher vor Jahren begegnet, indeß wußte er nicht mit seinem Gedächtniß einig zu werden. Julie nahm Gerhard's Aufmerksamkeit, die er in der Loge gegenüber zeigte, mit Gleichgültigkeit hin, sie bemerkte aber, daß nach der Vorstellung eine Equipage ihrem Fiaker folgte.

Am nächsten Mittag erschien der Kammerherr vor ihrer Wohnung. Als die Dienerin ihr die Karte des Kammerherrn von Dörenberg überbrachte, der über sie nichts weiter hatte erfahren können, als daß sie eine junge Wittwe sei, die von Paris hieher gezogen; als Julie diese Karte in ihrer zitternden Hand hielt, mußte sie erst überlegen, was zu thun sei. Welche Pläne sie faßte, bleibe dahingestellt, sie empfing den Kammerherrn und nahm ihre ganze Fassung zusammen, um keinerlei innere Bewegung zu zeigen. Der galante Kavalier, der mehr um seines Neffen als um seiner selbst willen gekommen war, um, wie er sich ausdrückte, „einer so seltenen Schönheit seine Huldigung zu bringen,“ äußerte in der so gewandt von ihm

eröffneten Unterhaltung, er müsse schon einmal das Glück gehabt haben, ihr zu begegnen und hierauf gründe er die Freiheit, die er sich genommen, ihr seine Aufwartung zu machen.

„Sie kennen meinen Namen vermuthlich nicht, Herr von Dörenberg?“ fragte Julie mit scharfem Ton.

„Ich gestehe ... ich bekenne zu meiner Verlegenheit ...“ antwortete der Kammerherr ein wenig consternirt. „Aber wer kann solchen Reizen gegenüber so profan sein, nach dem Namen zu fragen,“ rief er aus; „es giebt ja nur einen Namen für ...“

„Der meinige ist Julie von Grimmer!“ unterbrach Julie den Kammerherrn, ihn scharf fixirend.

Keinerlei Röthe der Verlegenheit zeigte sich auf dem gepuderten und geschminkten Antlitz des Gastes, er biß flüchtig die Lippen zusammen und affectirte ein Lächeln.

„Allerdings, der Name ist mir bekannt!“ antwortete er schnell. „Sehr bekannt!“

„Verwandt! So sagte mir meine selige Mutter, Camilla von Dörenberg!“ ergänzte Julie.

Der Kammerherr befand sich in einer peinlichen Lage, indeß er hatte schon weit schlimmere überstanden. Seine Schwester war todt, das hörte er aus Juliens Munde, ohne daß ihn dies irgendwie berührte; war sie ihm doch auch bei Lebzeiten nichts gewesen. In Julie selbst sah er ein Weib vor sich, dessen ganze Erscheinung ihm eine gewisse Achtung einflößte, während zugleich ihr Benehmen ihm jenen Blick auf ihre Vergangenheit gewährte, der einem geschulten Lebemann niemals schwer wird.

Ohne die entfernteste Ahnung davon gehabt zu haben, befand er sich seiner Nichte gegenüber und jetzt erst ward ihm auch erinnerlich, wann und wo er diese Züge schon gesehen. Als er Julie gestern Abend im Theater bemerkt und den Entschluß faßte sie aufzusuchen, war er noch nicht mit sich selbst einig, ob er ihre Bekanntschaft nicht im eignen Interesse suchen solle; jetzt, als er sich überzeugte, daß dieses Weib einem unerfahrenen und leichtsinnigen jungen Manne wie Gerhard im höchsten Grade gefährlich werden könne, glaubte er für seinen Neffen keine interessantere Acquisition machen zu können als diese. Es galt also unter allen Umständen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, denn hier konnte er vielleicht zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: er führte Gerhard mit einem jungen Weibe zusammen, das seiner Meinung nach einem erfahrenen Kavalier zum Verderben werden könnte, und — übte seinen Haß, seine Verachtung gegen die Schwester selbst über deren Grab hinaus.

Ein verbindliches Lächeln des Kammerherrn sollte zuvörderst Julie überzeugen, daß er keineswegs die Absicht habe, diese Verwandtschaft zurück zu weisen, er ergriff ihre Hand, führte sie mit Eleganz an seine Lippen und blickte dann wieder mit süßem Lächeln zu ihr auf.

„Verzeihung, meine Gnädige," sagte er galant; „wie konnte ich ahnen, daß ich das Glück habe, in einer solchen Zauberin eine Nichte zu besitzen! Nur die Schuld meiner — Schwester war es (dem Kammerherrn ward es schwer, das Wort über die Lippen zu bringen), wenn ein so enges Band wie das unsrige zerrissen ward. Ich weiß nicht, ob Sie die

Schicksale Ihrer Mutter kennen, unrecht wär' es von mir, wollte ich der Unglücklichen im Grabe noch zürnen, ihr Andenken in dem Herzen der Tochter verletzen; seien Sie überzeugt, daß ich ihr niemals gegrollt, daß ich es lange genug betrauert habe, als sie sich von uns riß und unsre ganze Familie durch einen unüberlegten Schritt ... Doch lassen Sie mich abbrechen," setzte er nach einer Pause hinzu. „Die Zeit ist darüber hinweg gegangen, ich danke dem Zufall, der mich auf eine so überraschende Weise Ihnen begegnen ließ, und bitte ganz über mich verfügen zu wollen."

Der Kammerherr warf nach diesen Worten einen besorgten und prüfenden Blick auf das Zimmer umher, um die Vermögensverhältnisse seiner Nichte zu beurtheilen; diese schien ihrerseits ganz betroffen durch die Aeußerungen ihres Oheims, denn was die Mutter ihr über diesen Mann gesagt hatte, wenn sie wirklich einmal von ihm sprach, stand im schreiendsten Widerspruch zu dem Benehmen desselben. Der Kammerherr errieth, was in ihr vorging, und versäumte nicht, den guten Eindruck seiner Worte zu erhalten.

„Täusche ich mich nicht," sagte er, „so stehen Sie allein, und trägt auch die Außenwelt in der Regel wenig zu unserm wirklichen Glücke bei, so pflegt doch der Einsame in den seltensten Fällen glücklich zu sein. Was in meinen Kräften steht, Ihnen nützlich zu sein, wird jederzeit geschehen, wenn Sie nicht an der Aufrichtigkeit meiner Gefühle für Sie zweifeln wollen. Vielleicht bemerkten Sie gestern in meiner Gesellschaft einen jungen Mann, auf welchen Ihre Schönheit einen ebenso rapiden wie tiefen Eindruck machte; dieser junge Mann ist ein

Neffe von mir, Ihr Vetter also, Gerhard von Dörenberg. Auch er war nicht minder begierig, als ich, Ihre Bekanntschaft zu machen, auch er bittet um die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden. Wie die Sachen einmal stehen, kann ich ihm dies nicht versagen, er würde in meiner Handlungsweise unlautere Motive suchen. Auf der andern Seite aber nöthigt mich meine Pflicht als Oheim, Sie auf den Charakter des jungen Mannes aufmerksam zu machen, der als einer der leichtesten und unbesonnensten Tollköpfe der Residenz bekannt ist. Setzen wir uns und lassen Sie uns überlegen, wie das anzustellen sein wird. Gerhard hat keine Idee davon, daß Ihr Name dem unsrigen verwandt ist; leider knüpfen sich an diesen Namen Umstände, die auch Ihnen nicht vortheilhaft, denn Ihr Vater, der, wie ich glaube, auch längst im Grabe ruht, war leichtsinnig und warf einen Flecken auf diesen Namen, welchen selbst die Zeit noch nicht verwischt hat. Zürnen Sie mir nicht, wenn ich dies berühre, es ist nothwendig und Sie müssen meine Offenheit zu schätzen wissen. Damit nun auch ich Ihnen nahe bleiben kann — denn ich habe meiner Stellung am Hofe wegen die peinlichsten Rücksichten zu nehmen — halten wir unsre Verwandtschaft einstweilen geheim, bis es mir gestattet sein wird, dieses Geheimniß zu beseitigen. Weder die Welt, noch Gerhard darf wissen, daß ich Ihr Oheim bin; empfangen Sie den Jungen, wenn er sich Ihnen präsentirt, mit so viel Artigkeit als Sie ihm zu zollen bereit sind, er ist ein liebenswürdiger, heitrer Kavalier, der Ihnen in Ihrer Zurückgezogenheit manche Gelegenheit zu nöthigen Zerstreuungen gewähren wird, wenn Sie sich nach solchen sehnen, und sagen Sie ihm

nichts von mir, denn was er zu wissen braucht, werde ich ihm selbst mittheilen. Sehen darf er mich niemals hier."

Der Kammerherr sprach das Alles so bestimmt, zugleich mit so viel zarter Rücksicht und so einschmeichelndem Ton, daß Julie, wie sehr sie gegen ihn eingenommen war, sich zu ihm hingezogen fühlte. Wußte sie doch von keinerlei Gründen, die ihren Gast hätten bestimmen können, nicht aufrichtig zu sein. Daß er als Kammerherr in seiner hohen Stellung Rücksichten nehmen mußte, war erklärlich, ja konnte er nicht vielleicht von Andern schon gehört haben, daß sie in Paris in Verhältnissen gelebt, die sie selbst gern verschwieg? Auch die Art und Weise, wie er ihr seinen Neffen empfahl, klang so unverfänglich, daß sie nichts Böses darin finden konnte; war doch der junge Mann ihr nahe verwandt und hatte er doch das Recht, sich ihr zu nähern.

Mit einem Worte, Julie war, als der Kammerherr sich wieder verabschiedete, sehr erfreut, endlich ein Mitglied ihrer Familie kennen gelernt zu haben, das sich ihrer anzunehmen versprach. Sie beschloß zu vergessen, was die Mutter ihr, vielleicht verbittert durch die eignen Leiden, über diesen Mann gesagt, und der Kammerherr verstand es meisterhaft, sie durch aufopfernde Liebenswürdigkeit von jedem Mißtrauen fern zu halten.

Auch Gerhard kam, um ihr seine Huldigungen zu bringen. Julie behandelte ihn mit merkbarer Auszeichnung, hielt aber durch strenge Beobachtuug der Grenzen, welche Gerhard in seiner Lebhaftigkeit oft zu überspringen Lust zeigte, den jungen Mann ihr gegenüber stets in einer Verfassung, welche seine

Bewunderung für sie nur zu steigern vermochte. Trotz Gerhard's Flatterhaftigkeit kehrte er stets wieder zu ihr zurück, wenn sie ihm einmal mit eisiger Kälte begegnet war. Julie machte durch Herzlichkeit wieder gut, was sie ihm angethan, aber um wenige Tage darauf in dieselbe abstoßende Kälte zurück zu fallen.

Das Benehmen des Kammerherrn ward inzwischen ein wenig durchsichtiger. Juliens feiner Instinct errieth allmählich, daß das Wohlwollen dieses Mannes sich auf Pläne gründe, die mit *ihrem* Glücke nichts gemein haben konnten. Er verheimlichte seine freilich nur seltenen Besuche bei ihr dem Neffen auf's sorgfältigste, versäumte aber dabei niemals, ihr die größte Liebenswürdigkeit gegen den Jungen anzuempfehlen, ja er ging so weit, ihr anzudeuten, es sei ja nicht unmöglich, daß Gerhard, so vernarrt wie er sei, dereinst noch ihr Gatte werde, und sie sei also hierdurch berechtigt, von ihm die theuersten Geschenke anzunehmen.

Julie war zu gescheidt, um hieran zu glauben, sie war vorurtheilsfrei genug gegen sich selbst, um dies für unmöglich zu halten; stand ja doch ihr verschollener Gatte solchen Gedanken im Wege! Uebrigens durchschaute sie wohl, daß der Kammerherr sie hierdurch nur zu Unbesonnenheiten verleiten wolle. Ihr Verhältniß zu dem Letzteren ward hiedurch nach und nach ein wenig kühl; es sollte auch nicht an einer Gelegenheit fehlen, die ihr über die wohlwollenden Absichten dieses Mannes Aufschluß gab.

Wie wir hörten, empfing Julie die heimlichen Besuche Rahel's; diese wurden immer häufiger; zu ihrem Erstaunen

bemerkte Julie, daß Salomon's Tochter sich bis über die Ohren in den hübschen Gerhard verliebt, daß sie stets kam, wenn sie diesen bei ihrer Freundin vermuthete. Desto sorgsamer wußte Julie ein solches Zusammentreffen zu hindern, nur ein einziges Mal und zwar auf der Promenade hatte es Julie nicht vermeiden können, daß Rahel in ihrer Gesellschaft dem jungen Mann begegnete und dieses Zusammentreffen warf vollends den Brander in Rahel's empfängliches Herz . . .

Sami Salomon war es, der Julie bei einer günstigen Gelegenheit, nachdem er lange reiflich überlegt, Mittheilungen über ihre Familie machte, wie sie eben in seine eigennützigen Pläne paßten. Er hatte von ihr gehört, daß der Kammerherr sie zuweilen besuche, und schwieg darüber; er hörte von ihr sogar, wie der Kammerherr bemüht sei, seine verwandschaftlichen Beziehungen zu ihr nicht nur vor der Welt, sondern sogar vor seinem Neffen zu verheimlichen, und der alte Salomon hatte anstatt jeder Bemerkung nur ein eigenthümliches Lächeln.

Die Natur seines Geschäftsbetriebes machte es Sami Salomon nothwendig, eine Anzahl von Agenten zu halten, welche in allen Angelegenheiten, die baare Capitalien verlangten, sich an ihn wandten und ihm natürlich auch den Löwenantheil lassen mußten. Nie betrat einer dieser Männer sein Haus; Sami kam zu ihnen, sobald es ihm der Mühe werth schien, und blieb auch bei Abschluß des Geschäftes stets hinter den Coulissen, denn zuweilen war dasselbe delicater Natur und Sami Salomon wollte vor der Welt nicht in den Verdacht kommen, als beschmutze er seine Hände.

Eines Tages kam er in Folge eines Briefes zu einem seiner Agenten, in dessen finsterm und schmutzigem Comtoir er eine lange, dürftig gekleidete Männergestalt sitzen sah. Sami hatte eine Aversion gegen alle Menschen, die äußerlich nicht makellos waren; innerlich mochten sie sein wie sie wollten. Mit offnem Abscheu vermied er es, in die Nähe dieses Menschen zu kommen, und als derselbe das verwilderte abenteuerliche Gesicht erhob, fühlte er den entschiedensten Widerwillen. Mit einem fragenden Blick auf seinen Geschäftsfreund zog er sich in die andre Ecke des Zimmers zurück, wohin ihm dieser folgte.

Salomon unterhielt sich hier flüsternd eine Zeit lang mit seinem Agenten und warf inzwischen musternde Seitenblicke auf den Fremden, der vor sich hin blickend, die Arme auf der Brust kreuzend, mit finstrem Gesichte der Unterhaltung gar keine Aufmerksamkeit schenkte und vollständig gleichgültig gegen die Außenwelt erschien. Endlich mochte Salomon seine Abneigung gegen den schäbigen Anzug des Mannes überwunden haben; mit seinem eigenthümlichen, schlauen Lächeln näherte er sich ihm und legte die Hand auf die Schulter des düsteren Mannes.

„Sie haben mir zu erzählen von Zehneck!“ sagte er. „Sie sind arm und haben nichts zu essen! Wie kann man hungern, wenn man weiß so schöne Dinge wie Sie! Ich will Ihnen geben das Geld, das Sie brauchen, will Ihnen geben noch viel mehr, wenn Sie mir sagen, was Sie wissen. Gottes Wunder, wie kann man darben mit so wichtigen Dingen auf dem Herzen! Giebt es doch Menschen, die nicht haben eine Idee von Speculation und vor Hunger umkommen, wo sie doch

können strecken ganz gemächlich ihre Füße unter die reichsten Tische!"

Der Mann schaute noch ebenso düster und mißtrauisch zu ihm auf; ohne eine Miene zu verziehen starrte er den Alten an und gab ihm offen den Widerwillen zurück, den Salomon ihm vorher gezeigt. Schon die Berührung desselben schien ihm unangenehm zu sein, denn er zog den Oberkörper langsam zurück, als Salomon ihm noch näher trat.

„Ich habe nichts verlangt und verlange auch jetzt nichts," sagte er; „ich habe dem Mann dort nur meine Papiere gezeigt, die den Beweis liefern, daß ich nach den Vorschriften des Gesetzes mich vermählte. Ich habe auch nur um Rath gefragt, weil ich vogelfrei bin und kein Recht in diesem Staate begehren darf, ohne selbst seinen Gesetzen in die Hände zu fallen!"

Salomon schüttelte unwillig den Kopf und trommelte sich wieder mit den Fingern vor die Stirn, um inzwischen seinen Mann zu fixiren und darnach seine Pläne zu fassen.

„Wahr! Sehr wahr!" murmelte er halblaut vor sich hin, denn in der Bestätigung der Rechtlosigkeit dieses Mannes mußte er einen Vortheil für sich selbst erkannt haben. „Aber läßt sich doch Alles machen, wenn man's nur anfaßt beim rechten Zipfel! . . . Steht mir Alles noch ganz klar vor dem Gedächtniß, wird mir immer klarer, je mehr ich zurück denke! Erzählte man sich doch damals so vielerlei aus dem Schlosse Zehneck, aber es klang immer wie Märchen und Keiner wollte recht glauben daran, bis zuletzt auch die Geschichte mit dem Selbstmord des Rittmeisters . . . War auch nicht ganz klar die

Sache, wollte auch Niemand recht dran glauben, aber es ist gewachsen Gras über die Sache. Der junge Herr Gerhard ist geworden adoptirt von der gnädigen Frau Rittmeisterin, nachdem sein Vater gestorben, weil sie selbst hat keine Kinder und das ganze große Gut wird fallen in seine Hände ..."

In meine Hände! setzte Salomon im Geiste hinzu, trommelte sich wieder vor die Stirn und berechnete, in wie fern ihm vielleicht das Auftreten dieses Mannes sogar schaden und die Schuldscheine, welche er von Gerhard in Händen hatte, beeinträchtigen könne. Salomon besaß in Geschäftssachen einen so scharfen, durchdringenden Verstand, daß er die ganze große Angelegenheit, welche ihm hier so plötzlich in die Hände gerieth, während weniger Minuten vollständig aus ihrer ganzen Verwickelung heraus arbeitete, daß ihm alles Für und Wider klar vor Augen stand und er genau Alles abwog. Dabei tauchte vor ihm das Bild einer Person auf, die er haßte wie den Tod, die Person des Kammerherrn, gegen den er insgeheim einen Krieg führte, ohne daß dieser davon wußte. Sein Auge leuchtete, seine scharfen Mundwinkel verzogen sich, sein Haarbüschel sträubte sich, wie es immer geschah, wenn es heftig in ihm arbeitete.

„Ich will's machen; bei meiner Ehre, ich will's machen!" rief er aus, setzte sich auf einen der morschen Stühle, rieb sich mit den mageren Händen die Knie, nickte vor sich hinblickend mit dem Kopf, sprang wieder auf, schritt in dem engen Comtoir hin und her, während sein Agent ihm selbstzufrieden nachschaute, und blieb wieder vor dem Fremden stehen, der noch immer ebenso gleichgültig und finster dasaß.

„Ich will lesen die Papiere! Sie sollen mir erzählen Alles, wenn Sie kommen zu mir heut Abend in mein Haus; aber es darf Sie sehen Niemand, denn kein Mensch darf ahnen, daß ich habe meine Hand in der Sache! ... Brauchen Sie Geld, Sie sollen haben so viel als nothwendig; der Mann hier soll Ihnen geben," setzte er auf den Agenten deutend hinzu. „Kommen Sie also heut Abend; der Mann wird Sie zu mir führen, wir wollen sehen, was sich läßt machen!"

Und Sami Salomon griff nach seinem schäbigen Hut und seinem Krückstock. Was er hier nur in undeutlichen Umrissen gehört, schloß ein ganzes Gemälde in sich; so bunt, so vielgestaltig stand es vor seiner Seele, daß er hinaus mußte, um den ganzen Eindruck der Sache im Freien zu verarbeiten. Er vergaß den Fremden und seinen Agenten zu grüßen und schob sich in gebückter Haltung zur Thür hinaus.

„Einen Schlüssel hab' ich plötzlich gefunden, einen Schlüssel, der eine halbe Million erschließt; einen Schlüssel, der diesen übermüthigen, hochfahrenden Betrüger in's Zuchthaus schließen soll, einen Schlüssel, der ..."

Sami war seit Jahren nicht in solcher Aufregung gewesen; jede Fiber zuckte in ihm, seine Gesichtsmuskeln spielten unter der runzlichen Haut, aus seinem Luchsauge sprühte ein fast höllisches Feuer.

„Und dieser junge Mann, dieser Gerhard ... und dieses Weib, was werd' ich machen mit ihnen, was werd' ich ihnen sagen! ... Nichts werd' ich ihnen sagen; nur so viel als mir dünkt klug und als sie werden wissen müssen, wenn's mir nützlich erscheint ... Werd' ich sein so thöricht und geben aus

der Hand den Schlüssel! Suchen werd' ich, bis ich's habe, was er mir aufgeschlossen, und dann ..."

Ein heiseres Lächeln verrieth die Schadenfreude des Alten. Er hielt's nicht aus auf der Straße, er mußte nach Hause in sein einsames Comtoir, um die Sache ungestört in sich weiter zu verarbeiten. Heut Abend sollte der Fremde zu ihm kommen und bis dahin mußte er ganz mit sich einig sein; damit er keine Uebereilung begehe, mußte er sich Alles vorher ordnen und zerlegen, und hiezu blieb ihm ja Zeit genug. Hatte er doch trotz seiner Neugier den Fremden erst zum Abend bestellt, um in einer so verwickelten Angelegenheit mit der nothwendigen Ruhe zu handeln.

Acht Tage später erschien Salomon bei Julie und theilte ihr unter dem Siegel ber größten Verschwiegenheit mit, er glaube die Spur ihres verschollenen Vaters gefunden zu haben, sie solle nicht weiter in ihn dringen, solle ihm die Nachforschungen überlassen und überzeugt sein, daß er in ihrem Interesse Alles aufbieten werde, um ihn zu finden. Das Letztere sei nothwendig, damit sie in gewissen Familien-Angelegenheiten einen Beschützer habe; es sei nicht zu fürchten, daß daß Gesetz noch seine Hand auf ihn legen werde, denn es werde demselben schwer fallen, jetzt noch die Zeugen für jene vor langen Jahren gegen ihn gerichtete Anklage aufzutreiben; wenn man ihn nur erst aufgefunden, werde das Uebrige sich von selbst machen.

Sami versäumte dabei nicht, einige Aeußerungen gegen den Kammerherrn hinzuwerfen, welche die Abneigung Juliens gegen diesen Mann nur vergrößerten, da derselbe, ihre Verlegenheit und Hülflosigkeit mißbrauchend, in der That ihr in-

zwischen Zumuthungen mit frecher Hindeutung auf Gerhard gemacht, welche sie empörten. Julie verschwieg dies dem alten Salomon jetzt nicht.

„Ob ich ihn kenne, diesen Mann!" rief Sami. „Weiß ich's doch lange, daß er will verderben den armen Jungen, daß er selbst ihn antreibt zu allem Leichtsinn, um, wenn die gnädige Tante wird sterben heut oder morgen, sich zum Vormund des Jungen und zum Verwalter seines Vermögens zu machen, ihn dann als Verschwender erklären zu lassen oder ihn so weit in Schulden hinein zu stürzen, daß er muß davon gehen mit Schimpf und Schanden und mich soll betrügen um ..."

Sami wollte sagen: um all das Geld, das ich ihm geborgt, er verschluckte dies jedoch und wandte sich zu Julie zurück.

„Hat er doch geäußert, der hochfahrende Narr, daß Sie hätten ruinirt in Paris einen Crösus und würden auch ruiniren seinen Neffen!" fuhr Sami absichtlich indiscret fort. „Hat er doch geglaubt, Sie würden mißbrauchen die Leidenschaft seines Neffen für Sie, weil er Sie hält für ein leichtsinniges Weib, was doch eine schändliche Verleumdung ist. Ein elender Lump und Schuldenmacher ist er, dieser vornehme und einflußreiche Mann! Weiß das doch Niemand besser als ich, der ich habe in Händen seine Wechsel von meinen Agenten, die er niemals wird können bezahlen! Soll er doch kennen lernen jetzt den alten Sami, den er immer anguckt über die Schulter, seit ich ihm habe gekündigt den Credit und seit ..."

Sami verschluckte wieder, was er in seiner Aufregung

auszuplaudern in Gefahr war, und kehrte zu dem eigentlichen Zweck seines Besuches zurück.

„Sein Sie nicht böse, Frau Baronin," sagte er gutmüthig vor sich lächelnd, „daß ich Ihnen habe erzählt, was dieser Kammerherr von Ihnen gesprochen und warum er Sie mit seinem Neffen gemacht hat bekannt. Sie werden erfahren noch viel mehr und der Herr Kammerherr auch. Ueberlassen Sie es mir, zu finden Ihren Vater; sein Sie freundlich gegen den jungen Herrn von Dörenberg, aber hüten Sie sich vor dem Alten. Ich werde heute verreisen auf acht Tage, wenn's auch meinen müden Gliedern fällt sehr schwer, und Sie sollen sehen, daß Sie haben einen aufrichtigen Freund an dem alten Salomon ... Jetzt aber leben Sie wohl, Gott behüte Sie, meine schöne gnädige Frau, bis Sie wieder hören von mir!"

Sami ließ Julie in großer Aufregung zurück. Was dieser ihr von den Aeußerungen des Kammerherrn gesagt, warf ein grelles Licht auf dessen Benehmen gegen sie, auf seine wenn auch stets nur angedeuteten schnöden Zumuthungen, welche die Verlassene hatte hinnehmen müssen, da in der That der Kammerherr der einzige war, der, seit die Summe erschöpft war, welche Salomon ihr auf die Schmucksachen gegeben, sie mit wirklicher Großmuth unterstützte. Unzählige Male hatte Julie schon den Entschluß gefaßt, die unsichre Existenz aufzugeben, welche sie führte, sich von der Barmherzigkeit des Kammerherrn unabhängig zu machen und sich irgendwo ein Unterkommen als Gesellschaftsdame zu suchen; aber ein Wesen, das wie sie bisher so frei und ungebunden gelebt, das nie einen andren Willen über sich gekannt, ist nicht so leicht in der-

gleichen Fesseln zu legen. Zudem fühlte sie nur zu gut, daß sie nicht ausdauern werde, regte sich doch ohnehin so oft in ihr die alte Wanderlust, die alte Unruhe, die sie so lange umher geschleudert. Zudem wußte sie selbst ja nur zu gut, daß ihre Familie und ihre Vergangenheit nicht ohne Makel gewesen. Ihr Vater ein von den Behörden lange gesuchter Spieler und Betrüger, wie ihn der Kammerherr so oft, um sie zu demüthigen, geschildert, ihr Gatte ein umherziehender Musikant, verschollen wie ihr Vater, sie selbst von der Verzweiflung einst in Verhältnisse gestürzt, die von der Welt jedenfalls verdammt werden mußten — welche Familie hätte ein solches Wesen in ihrer Mitte geduldet, wenn sie von Juliens Familie und ihrer Vergangenheit hörte; und konnte nicht tagtäglich irgend ein Zufall zum Verräther werden?

Wie bei so vielen unglücklichen Geschöpfen ließ auch bei ihr der Fluch der Vergangenheit keinen Segen der Zukunft gedeihen und keinen Entschluß zur Reife kommen, der von der Zukunft diesen Segen hätte ertrotzen können.

Während Sami Salomon verreist war, erschien der Kammerherr mehrmals bei Julie, er war die Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit selbst, da er etwas Besonderes mit Gerhard und Julie im Schilde führte. Diese war unvorsichtig genug, ihm in ihrer Freude zu erzählen, daß sie die Spur ihres Vaters gefunden zu haben glaube, verschwieg ihm jedoch den Antheil, welchen Salomon hieran hatte, wie denn der Kammerherr überhaupt keine Ahnung von der Bekanntschaft Juliens mit dem alten Sami hatte.

Als Salomon von seiner Reise zurückkehrte, war er un-

ruhig und nachdenkend; er schien mit dem Resultate seiner Reise nicht ganz zufrieden, und dennoch hatte ihm dieselbe alle diejenigen Aufschlüsse gegeben, welche er gesucht. Salomon hatte in jungen Jahren bereits Korngeschäfte mit dem Vater des Kammerherrn gemacht, er war alljährlich mehrmals nach Schloß Zehneck gekommuen, hatte sogar mancherlei Geldgeschäfte für den alten hypochondrischen Baron besorgt, dieselben auch für den Rittmeister fortgesetzt und als dieser ein so entsetzliches Ende nahm, der Wittwe desselben, welche mit dem Verwalter das Gut weiter bewirthschaftete, sich in vielerlei Hinsicht nützlich zu machen gewußt, natürlich wie immer zu seinem eignen Nutzen. Daher datirte denn auch seine Bekanntschaft mit dem Kammerherrn, die freilich seit lange schon abgebrochen war.

Schon bei Lebzeiten des alten Barons hatte Salomon sich mit dem vertrauten Diener desselben auf freundschaftlichen Fuß zu setzen gewußt; Salomon kam nie nach Zehneck, ohne dem alten Wagner irgend ein kleines Geschenk mitzubringen; auch der Verwalter des Rittmeisters sah in Salomon einen der thätigsten und zuverlässigsten Geschäftsleute und unterhielt die Beziehungen zu demselben sehr gern; als der Verwalter starb, setzte sein Nachfolger diese Beziehungen fort, und war auch der alte Wagner längst in's Jenseits hinüber gegangen, Salomon blieb in ununterbrochener Verbindung mit dem großen Gute.

Salomon's Reiseziel war auch diesmal das Schloß Zehneck gewesen, freilich diesmal in ganz andren Zwecken. Als er zurückkehrte, wartete er einige Tage vergeblich auf den Mann, welchen er, wie wir sahen, im Comtoir seines Agenten kennen

gelernt; fruchtlos waren die Nachforschungen seines Agenten; Allerdings hatte er diesen Menschen als eines der unzuverlässigsten Individuen kennen gelernt, aber er brauchte ihn, er mußte ihn haben. Salomon hatte ihm Geld auszahlen lassen, hatte ihm eine Wohnung verschafft und Alles gethan, um ihn anständig unterzubringen; am nächsten Tage war das Geld verschwunden, der Mann kam abermals, um wieder Geld zu haben. Wieder zahlte der Agent, weil er in Salomon's Interesse zu handeln glaubte; der Mann ließ sich nicht sehen. Als der Agent ihn in seiner Wohnung aufsuchte, hieß es: dieser Mensch sei ein liederliches Subject, ein Herumtreiber, ein Säufer, ein Spieler, der sich bis jetzt keine einzige Nacht in seiner Wohnung habe sehen lassen, überhaupt im Ganzen noch keine Stunde von seiner Wohnung Gebrauch gemacht habe und wie es schien überhaupt gar keiner Wohnung bedürfe.

Es gelang dem Agenten, den Menschen durch seine Spürnasen auffinden zu lassen, und es wiederholte sich dasselbe. Der Agent, fürchtend, den so wichtigen Mann auf diese Weise ganz aus den Augen zu verlieren, umgab ihn ohne sein Wissen mit Wächtern, die ihm auf Schritt und Tritt folgten und Unglaubliches von den sonderbaren Instincten und Gewohnheiten dieses Menschen erzählten. Endlich gelang es ihm aber auch die Aufmerksamkeit der Wächter zu täuschen und verschwunden war er ohne jede Spur.

Die Verlegenheit Salomon's bei dieser Nachricht war keine geringe; gerade jetzt bedurfte er dieses Menschen auf's dringendste. Ein glücklicher Zufall führte am dritten Morgen

Gerhard von Dörenberg zu ihm, als er gerade nach einem Vorwande suchte, diesem selbst seinen Besuch zu machen.

Zu Gerhard's Befremden that der alte Salomon, ehe er sich bereit erklärte, eine neue Summe herzugeben, allerlei sonderbare Fragen an den jungen Mann, welche diesem sehr bald langweilig wurden. Diese Fragen betrafen Familienverhältnisse des Schlosses Zehneck, über welche Gerhard am wenigsten Auskunft zu geben im Stande war, da sie alle eine lange entschwundene Zeit betrafen und Gerhard es niemals der Mühe werth gefunden hatte, sich um „alte Geschichten,“ wie er dies nannte, zu kümmern. Ungeduldig, mit Salomon zu Ende zu kommen, schnitt er die Fragen desselben ab.

„Alle Welt molestirt mich mit diesem alten Plunder jetzt!“ rief er unwillig aus. „Auch die gnädige Tante schickte mir einen alten Folianten mit Actenstücken und Familiengeschichten, den ich durchlesen, sorgfältig aufbewahren und dann ihr zurück schicken soll. Ich habe keine Zeit zu dergleichen und noch weniger Sinn dafür; sobald ich aber gelesen haben werde, will ich sehen, Herr Salomon, wie viel ich von Ihren Fragen werde beantworten können.“

Salomon verbarg seine angenehme Ueberraschung, indem er ein Blatt des großen Contobuchs umschlug und die Nase hinein steckte. Wir haben gesehen, wie er sich bald darauf durch sein Erscheinen in Gerhard's Wohnung von dem wirklichen Vorhandensein des Actenstückes überzeugte und wie er, um Gerhard nicht mit weiteren Fragen zu belästigen, sich in Besitz desselben zu setzen verstand.

Hiermit sind wir wieder da angelangt, wo wir unsere

Geschichte unterbrachen, und bitten den Leser um Entschuldigung für diese vielleicht allzu lange Episode.

III.

Gerhard's Wandlung.

Am Morgen nach jenem Abend, an welchem wir die drei Concurrenten um Gerhard's papiernen Schatz auftreten sahen, erschien Gerhard in Juliens Hause, um ihr zu melden, daß derselbe auf eine unerklärliche Weise aus seinem Zimmer verschwunden sei. Jetzt erst nach dem Verschwinden war ihm selbst eingefallen, daß dieses Heft von größerer Wichtigkeit sein müsse als er vermuthet, denn wer hätte sich sonst die Mühe gegeben, dasselbe zu entwenden.

Kaum hatte ihm Jean beim Erwachen erzählt, daß gestern Abend erstens eine schwarz verschleierte Dame unten im Hausflur verhaftet worden, daß zweitens der alte Salomon ihn lange vergeblich erwartet und drittens der Kammerherr selbst hier gewesen, um „das alte Buch" zu suchen, das aber auf eine unerklärliche Weise verschwunden sei, als Gerhard der Brief der gnädigen Tante einfiel, der sehr lang gewesen, so lang, daß er nur die erste Seite davon gelesen, wie er es stets mit den Briefen der etwas schreibseligen Tante zu halten pflegte.

Gerhard erhob sich, suchte unter den unordentlich in einer Schublade seines Pultes liegenden Briefen und fand das

ziemlich dicke Couvert. In der That, die Tante schrieb in seltsamen, fast räthselhaften Ausdrücken. Schon auf der zweiten Seite des Briefes schlug sie einen höchst feierlichen Ton an; sie fühle ihre Kräfte immer mehr schwinden, sie dürfe sich nicht mehr verhehlen, daß sie ihrer Auflösung entgegen gehe und daß es die höchste Zeit sei, zu erfüllen, was hienieden noch ihre Aufgabe sei.

„Einer schweren, einer traurigen Pflicht habe ich mich noch zu entledigen," schrieb sie. „Du, Gerhard, auf den ich meine ganze Liebe übertragen, da Du der einzige bist, an welchen noch mein schwer geprüftes Herz sich klammert, Du sollst erfahren, welch ein entsetzliches Geheimniß mein Leben verbitterte und wie dieses Geheimniß gleich einem düstren Schatten über mir, über unsrer ganzen Familie lastet. Wohl bist Du noch zu jung, um schon zum Träger solcher Geheimnisse gemacht zu werden, aber ich habe ja nur Dich, den ich zum Vertrauten meines Schmerzes machen kann. Lange habe ich mit mir selbst gekämpft, mich gefragt, ob es recht, Dein junges Leben schon mit einem Geheimniß wie diesem zu umdüstern, aber Du m u ß t es kennen; es darf nicht mit mir in's Grab steigen. Du selbst sahst, wie unablässig ich gegen einen Mann kämpfte, der, wie ich von Andern höre, einen verhängnißvollen Einfluß auf Dein unerfahrenes Herz sich angemaßt hat; Du kanntest niemals die Gründe, welche mich zwangen, diesen Mann zu hassen, ich mußte sie verschweigen, weil ich es für meine Pflicht hielt, die Ehre unsres Namens vor der Welt zu schützen. Der Gedanke, daß es mir nicht gestattet, den Verbrecher, den Mörder an dem, der mir der

Theuerste auf dieser Welt gewesen und noch ist, den Gerichten zu überantworten, die entsetzliche Pflicht zu schweigen, auf Vergeltung zu verzichten, als ein ohnmächtiges Weib nur hassen zu dürfen und mit diesem meinem Haß noch übermüthig verspottet zu werden, zernagte mir Tag und Nacht das Herz; ich schwieg und starb langsam dahin. Gerhard, lies! Prüfe, urtheile, und glaubst Du handeln zu müssen, erwäge reiflich vorher! Dir allein sei Alles überlassen, Dir sei dieser Mann überantwortet; aber schone den Namen unsrer Familie!"

Gerhard legte in höchstem Erstaunen den Brief auf den Schooß und starrte vor sich hin.

„Lies! Prüfe, urtheile!" wiederholte er. „Was soll ich lesen und prüfen, da man mir dieses verwünschte Heft gestohlen hat! ... Doch weiter! Vielleicht giebt mir das Uebrige noch Aufschluß!"

„Das Heft, welches ich Dir hiermit übergebe, enthält in seinem ersten Theil die Aufzeichnungen Deines Großvaters; sie betreffen die ganze düstre Unheilszeit, welche Schloß Zehneck betroffen, Familien-Ereignisse, die Gott sei Dank nicht zur Kenntniß der Welt gekommen sind, wenngleich es, wie es scheint, nicht zu verhüten war, daß wohl Einzelnes dennoch verrathen wurde; jedenfalls sind es jedoch nur Vermuthungen, welche, wie ich höre, zu jener Zeit außerhalb des Schlosses cursirten. Der letzte Theil, düstrer noch und verhängnißvoller, besteht aus den Aufzeichnungen des treuen alten Wagner, des einzigen Zeugen eines unerhörten, unglaublichen Verbrechens. Handle, nachdem Du gelesen, wie Du für gut hältst, Gerhard, aber handle mit Vorsicht! Noch besser: suche noch einmal

Deine unglückliche, einsame Tante auf und berathe mit ihr, was zu thun ist, ehe sie für immer ihr Auge schließt, das stets nur über Dein Wohl gewacht."

Noch einige Seiten lang erging sich die Tante mit echt weiblicher Umständlichkeit in Rathschlägen, mütterlichen Ermahnungen und dergleichen, die Gerhard von ihr in jedem Briefe so im Ueberfluß zu finden gewohnt war, daß er alle Briefe der Tante ungelesen bei Seite zu legen pflegte. Diesmal war's ihm aber doch, als hätte er einen dummen Streich gemacht, indem er nach seiner Gewohnheit handelte.

Als er am Mittage das Haus betrat, in welchem Julie wohnte, fand er die Thür dieser Wohnung geöffnet. Rahel und die schwindsüchtige Dienerin Juliens standen inmitten des Zimmers, beide mit bestürzten Gesichtern. Als die erstere den jungen Mann erblickte, verwandelte sich ihre Blässe in glühendes Roth, verlegen schlug sie das Auge nieder, während Gerhard das Zimmer betrat.

„Herr von Dörenberg, Sie bringen uns vielleicht Nachricht von der Baronin?" rief die Dienerin ihm entgegen eilend.

Gerhard blickte die beiden Frauen überrascht an, denn in Beider Wesen lag eine unverkennbare Angst.

„Ich? Nachrichten von der Baronin?" wiederholte Gerhard. „Ich komme eben, um ihr zu sagen ..."

„Großer Gott, sie ist ja seit gestern Abend spurlos verschwunden!" rief die Dienerin enttäuscht. „Sie verließ gestern Abend das Haus, um sogleich zurück zu kehren; sie erwartend schloß ich die ganze Nacht hindurch kein Auge! Ich glaubte anfangs, sie sei bei Fräulein Salomon, diese aber kommt so-

eben, um mir zu sagen, daß sie die Baronin gestern gar nicht gesehen. Es ist das Aergste zu befürchten, es muß ihr ein Unglück widerfahren sein, vielleicht sogar ... Gott im Himmel, ich zittre, wenn ich nur an die Möglichkeit denke! Sie war gestern den ganzen Tag hindurch sehr aufgeregt, sie hatte keine Ruhe, es war immer, als erwarte sie Jemanden, ich hörte sie sogar einmal ausrufen: wenn nur der Abend erst da wäre! Es wäre fürchterlich, wenn sie sich selbst ein Leid angethan hätte!"

Gerhard war in der That sehr unangenehm überrascht durch diese Nachricht, nicht minder durch das seltsame Benehmen Rahel's ihm gegenüber, die fortwährend die Farbe wechselte und seinen Blick nicht zu ertragen vermochte.

„Der Tag verspricht interessant zu werden," murmelte er vor sich hin. „Heute Morgen der Brief der Tante, worin von Mord und andren Verbrechen die Rede war, jetzt das Verschwinden der Baronin ..."

„Ich beschwöre Sie, Herr von Dörenberg, helfen Sie meine Freundin auffinden!" hörte er plötzlich die klangreiche Stimme Rahel's, die sich von ihrer Verlegenheit erholte und von neuer Angst für Juliens Schicksal befallen wurde, denn auch sie war eben erst erschienen, da ihr Vater jetzt häufiger das Haus verließ und sie weniger beobachtete; auch sie hatte eben erst die Nachricht von Juliens Verschwinden erhalten und befand sich wirklich in großer Angst.

Gerhard musterte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die Jüdin; ihre Schönheit überraschte ihn, Rahel's ganze Erscheinung war von so eigenthümlichem, fremdartigem Reiz, daß

der junge Mann Julie und ihr Schicksal vergaß und sein Auge sich nicht von ihr loszureißen vermochte.

„Ich bin bereit zu helfen, mein Fräulein," sagte er, sich erinnernd, daß er ihr an Juliens Seite auf der Promenade begegnet, „ich bin aber in Verlegenheit, wie dies zu beginnen!"

Während er Rahel anblickte, ward das Antlitz des Mädchens bald roth, bald bleich. Gerhard, so wenig Erfahrung er sonst besaß, hatte in dieser Hinsicht bereits Routine genug und wußte, woran er war. Die schöne Jüdin war die wohlfeilste Eroberung, die er machen konnte, und dennoch schien er geringen Werth auf dieselbe zu legen. Er hatte Julie bisher den Hof gemacht, nach dem ersten Aufflammen der Leidenschaft, welche der Kammerherr an ihm entdeckt, aber sich merklich abgekühlt; nur das Bedürfniß der Unterhaltung zog ihn seit einiger Zeit noch zu ihr hin, sie war in seinen Augen ein zwar schönes, aber unerträglich launenhaftes Weib, das ihn mit seinen Gefühlen für sie hin und her schleuderte, sie besaß etwas in ihrem Wesen, das ihn in ihrer Nähe fesselte, seit er aber die schöne Hedwig wieder gesehen, hatte er nur Sinn für diese und raffinirte insgeheim fortwährend über die Möglichkeit, sich ihr trotz all ihrem Widerstand zu nähern. Hatte er Julie Geschenke gebracht, so hatte sie diese angenommen, aber mit einer Miene, aus der offene Mißachtung sprach, bei Seite gelegt; hatte er ihr anfangs von seiner glühenden Verehrung für sie gesprochen, so zeigte ihr Antlitz entweder eine eisige Kälte oder ein mitleidiges Lächeln. Hundertmal hatte er sich vorgenommen, dieses Weib zu meiden, und dennoch zog es ihn täglich wieder zu ihr hin.

Gerhard fehlte es nicht an Zerstreuungen, sehr kostspieligen Zerstreuungen, aber er hatte sich in seiner Genußsucht bereits ein wenig überstürzt; in demselben Augenblick, wo er durch seinen Abschied seine völlige Freiheit erhalten und sich vorgenommen, dieselbe mit vollen Zügen zu genießen, sah er ein, daß er schon Alles durchgekostet und daß es einiger Raffinements bedürfe, neue Genüsse zu finden. Leichtfertig wie er war, setzte er sich zwar schnell darüber hinweg, aber in Augenblicken der Ruhe und des Alleinseins, die er freilich haßte und mied, kam es ihm schon am ersten Tage vor, als habe er seine Erwartungen von dieser Freiheit ein wenig zu hoch gespannt. Es erging ihm wie Andren, die thörichterweise all ihr Sehnen auf einen Gegenstand concentriren und wenn sie ihn erreicht haben, nicht wissen, was sie damit anfangen sollen. Onkel Kammerherr selbst hatte ihm den ersten Tag seiner Freiheit recht verleidet, hatte ihn mit sich herumgeschleppt zu allen möglichen Bekannten, gerade wie einen Sclaven, hatte ihn am Morgen gezwungen, einem koketten Weibe den Hof zu machen, das ihm vollständig gleichgültig war, hatte ihn am Abend bei seinem Souper auf die Unterhaltung mit leichtferigen Weibern angewiesen, die ihm widerwärtig waren — mit einem Wort: als Gerhard in der Nacht des ersten Tages der Freiheit müde, abgespannt, entsetzlich gelangweilt in seine Wohnung zurückkehrte, stieg er zum ersten Male mit einem Seufzer in's Bett; zum ersten Male waren ihm die Gedanken, mit welchen er sich sonst so gern beschäftigte, matt und verblaßt. Gerhard's Genußsucht hatte ganz plötzlich ihre Spannkraft verloren, seit sie nicht mehr mit dem Gegner, mit der Zwangsjacke zu

kämpfen hatte, in welche ihn die militärische Subordination geschnürt; ja selbst der Oheim, der ihm sonst als das Ideal eines vollkommenen Lebemanns vor Augen gestanden, war ihm am gestrigen Abend lange nicht mehr in so strahlender Vollkommenheit erschienen; er glaubte sogar in dem Benehmen dieses seines Ideals Blößen entdeckt zu haben, die nach dem Codex des Gentleman unverzeihlich, und namentlich, als der Kammerherr (wir erinnern uns, warum) eine Aufregung verrieth, die er durch eine erkünstelte Heiterkeit oft gewaltsam nieder zu drücken und zu verbergen suchte, als er endlich gar beim Souper in eine übermäßige Weinlaune gerieth und ein wenig benebelt seinem Neffen Aeußerungen in Bezug auf dessen Person und Leben machte, vor welchen Gerhard stutzte — da brach das Ideal des jungen Mannes zusammen und zum ersten Male verließ er eine heitere, ausgelassene Gesellschaft früher als die Uebrigen.

Der Kammerherr hatte namentlich in seiner Weinlaune beleidigende Worte gegen Gerhard's Tante geäußert; an diese war der letztere freilich gewohnt, als er aber am Morgen den Brief der Tante las, in welchem diese fortwährend von einem Manne sprach, den sie hasse, gegen den sie fortwährend angekämpft; als der Brief der Tante diesen Mann sogar eines Verbrechens beschuldigte, mußte Gerhard natürlich zunächst auf den Oheim verfallen. Aber wie war es nur denkbar, daß dieser feine Cavalier, der eine so hohe Stellung am Hofe inne hatte — —! Es war undenkbar. Doch was meinte die Tante, von welcher Person sprach sie?

Gerhard war am Morgen sehr erklärlich in verdrießlicher

Stimmung; er fühlte in sich eine plötzliche Wandlung, die ihm keineswegs willkommen war, da sie eine gewisse Leere in ihm verursachte; er hatte den Sinn für das, was ihn bisher ganz allein ausgefüllt, verloren, und nichts, was er an dessen Stelle hätte setzen können; dazu kamen noch die geheimnißvollen Worte der Tante, die ihn gänzlich confus machten, da ihm jeder Schlüssel hiezu fehlte.

Der Gerhard von vorgestern würde das so deutlich sprechende Benehmen der schönen Rahel nicht so hölzern und gleichgültig hingenommen haben, wie es jetzt geschah. Gerhard fühlte nur, daß das Mädchen schön, daß sie sogar verführerisch sei, er begriff ihre Verlegenheit vollkommen, aber heute ließ ihn selbst seine Eitelkeit im Stiche, die ihn sonst antrieb, weniger wählerisch zu sein und hinzunehmen, was der Augenblick ihm bot. Sonderbar genug war's, daß ihm gerade jetzt wieder die reizende kleine Hedwig einfallen mußte, daß er sich selbst unbewußt einen Vergleich anstellte, bei welchem die arme Rahel den Kürzeren zog.

Helfen sollte er, so verlangte sie. Allerdings war er hiezu gern bereit, ja das Schicksal Juliens lag ihm selbst am Herzen, aber was sollte er beginnen? Auch in den Zügen der Dienerin lag die höchste Angst ausgedrückt, denn dieselbe, schwächlicher Constitution, war fortwährend einer Ohnmacht nahe.

Während alle Drei rathlos dastanden, erschien ein Mann in Arbeiterkostum, mit gemeinem, von Trunksucht aufgeschwemmtem Gesicht auf der Schwelle, der in plumper Höflichkeit die Mütze vom Kopfe zog und das stark von Blut unterlaufene Auge suchend auf die Gruppe richtete.

„Es muß hier doch recht sein?“ begann er endlich. „Ich soll hier einen Auftrag ausrichten von einer Frau, die gestern Abend von der Polizei verhaftet worden ist.“

Ein Angstlaut entfuhr der Dienerin und Rahel, starr und bleich schauten sie den Arbeiter an.

„Ich kam gerade beim Polizei-Gefängniß vorüber, als der Wagen vorfuhr, aus dem sie von zwei Polizeibeamten begleitet herausstieg. Als sie mich sah, rief sie mir zu und fragte die Beamten, ob sie den Mann in ihre Wohnung schicken dürfe, damit ihre Dienerin wisse, was ihr widerfahren sei. Die hatten natürlich nichts dagegen, sie gab mir ein Stück Geld und beauftragte mich, hieher zu gehen und zu sagen, daß sie verhaftet worden sei. Sie wisse von keinem Vergehen und könne nur vermuthen, daß die Drohungen, welche sie gegen den Kammerherrn von Dörenberg geäußert, der Grund zu ihrer Verhaftung seien.“

Herr Fromm, Rose's Vater, dem der Zufall diesen Auftrag in seine sehr unzuverlässigen Hände gelegt, fügte mit anerkennenswerther Offenheit hinzu:

„Ich sollte gestern Abend sogleich hieher gehen, aber ich habe erst das Geld vertrunken, weil ich glaubte, es werde dadurch ja doch nichts geändert.“

Gerhard erschrak, als er den Namen seines Oheims hörte. Julie hatte Drohungen gegen ihn ausgestoßen, während er doch nie gehört, daß sie mit ihm in Berührung gekommen.

„Habt Ihr den Namen auch verwechselt?“ fragte er den biedren Fromm.

„Gott bewahre! Sie nannte mir ihn sehr deutlich, und wer kennt nicht den Kammerherrn von Dörenberg!“ ...

„Es ist gut, lieber Freund!“ unterbrach ihn Gerhard, ihm ein Stück Geld in die Hand steckend, und gab ihm einen Wink, sich zu entfernen, von welchem Fromm, der wieder Geld in der Hand fühlte, eilig Gebrauch machte.

„Mein Oheim!“ rief Gerhard in einem Ernst, der ihm sonst sehr fremd gewesen. „Wie kommt mein Oheim zu der Baronin! Es ist unmöglich!“

„Und dennoch, Herr von Dörenberg,“ fiel die Dienerin ein. „Ich sah den Kammerherrn öfter bei meiner Herrin, und wenn ich nicht irre, herrschte schon seit einiger Zeit eine gewisse Spannung zwischen ihnen.“

Für Gerhard war diese Nachricht eine frappirende. Weder Julie noch der Oheim hatte ihm von diesen Besuchen je gesprochen; er mußte einen Zusammenhang zwischen Beiden vermuthen, der ihm sorgfältig verheimlicht worden. Noch gestern erst hatte ihn der Oheim aufgefordert, seine Bekanntschaft mit Julie abzubrechen, damit er sich nicht compromittire; offenbar hatte der Oheim dies gethan, weil er diese Verhaftung erwartete, er konnte derselben also nicht fremd sein. Aber welche Gründe hatte er hiezu, und was für Drohungen hatte Julie gegen ihn äußern können?

Wieder fiel ihm der Brief der Tante ein; nur auf ihn, auf den Oheim konnte sie mit der fürchterlichen Anklage hingedeutet haben; diese Anklage aber war eine so entsetzliche, daß Gerhard's junges und wohlwollendes Gemüth sich davor entsetzte, die Worte der Tante zu begreifen.

„Ich beschwöre Sie, Herr von Dörenberg, retten Sie die arme Baronin!“ unterbrach ihn in seinem Nachdenken Rahel's Stimme, während sich zugleich eine weiche, weiße Hand auf seinen Arm legte. „Sie ist unschuldig, ich weiß es! Sie ist nicht im Stande, etwas Böses zu thun! Gewiß hat dieser Mann, der Kammerherr, der freilich Ihr Oheim sein soll, etwas Unrechtes gegen sie ausgesagt; ich kenne ihn nicht, aber ich habe meinen Vater oft über ihn sprechen gehört; auch er haßt ihn, ich weiß es, auch er verwünscht ihn, obgleich ich nicht weiß, warum!“

Eine neue Anklage gegen den Kammerherrn, die Gerhard soeben hören mußte. Auch Sami Salomon haßte ihn, und wenn dieser haßte, so mußte er seine Gründe haben. Gegen ihn hatte der Oheim sich nie den Schein gegeben, als kenne er den alten Wucherer, und dies war nur ein Beweis mehr dafür, daß er Ursache hatte, denselben zu meiden. Gerhard hatte auch keine Aufforderung, den Alten zu lieben, aber er achtete ihn, weil er ihm und seinem Leichtsinn stets bereitwillig ein Helfer in der Noth gewesen.

Gerhard stand vor lauter Räthseln, zu deren Lösung ihm jedoch Rahel keine Zeit ließ, da sie von Neuem in ihn drang.

„Sie haben einflußreiche Bekanntschaften, Herr von Dörenberg,“ bat sie. „Ihnen wird es nicht schwer sein, ein gutes Wort für die Arme einzulegen! Erinnern Sie sich, daß die Baronin Sie stets geschätzt, daß sie stets mit solchem Interesse von Ihnen sprach!“

„Sie sehen mich bereit,“ antwortete Gerhard, der in seiner Einmischung in diese Angelegenheit ein Mittel sah, sich Licht zu verschaffen. „Ich gehe auf der Stelle, um von dem Präsidenten selbst das Nähere zu erfahren.“

„Und wo höre ich von Ihnen, Herr von Dörenberg?“

„Hier, wenn es Ihnen beliebt. Ich kehre zurück, sobald ich das Nöthige erfahren, und steht es in meiner Macht, so sorge ich für ihre Befreiung!“

Mit einem Blick der innigsten Dankbarkeit entließ Rahel den jungen Mann, der durch Alles, was so plötzlich auf ihn einstürmte, sich in einer Verwirrung befand, welche ihn diesen Blick nicht einmal gewahren ließ.

IV.

Vater und Tochter.

Inzwischen hatte am Abend vorher der Zufall, oder vielmehr die Bosheit des Kammerherrn zwei Personen unter ein Dach geführt, die sich sonst schwerlich begegnet sein würden.

In dem düstren Saal, in welchen die Polizeigefangenen zunächst geführt wurden, ehe man sie zu strengerer Detention brachte, wenn diese nothwendig war, erschien zunächst derselbe lange, hagere Mann, welcher der armen Hedwig und ihrer Gefährtin Rose einen solchen Schreck eingeflößt; derselbe, welchen wir bei dem Agenten des alten Sami Salomon so schweigsam und zerknirscht in der Ecke sitzen sahen. Sein ganzes Wesen verrieth den bis auf die letzte Stufe des Elends herabgesunkenen Abenteurer, der selbst auf dieser untersten Staffel noch das unverwischbare Gepräge guter Herkunft und sorgfältiger Erziehung verräth; finster und verschlossen, in demselben schäbigen

Costum, in welchem wir ihn als Schlafkameraden des biedren Fromm sahen, mit verwildertem Bart, hageren, bleichen Zügen und tief zurückgesunkenen Augen, aus welchen noch ein letzter Funke verzehrender Leidenschaft zuweilen aufblitzte, nach seiner Gewohnheit die Arme über der Brust kreuzend, nahm er auf der rohen Bank Platz, welche man ihm anwies.

Ungewöhnlicher Weise beherbergte der Saal noch kein andres Individuum als ihn; man erwartete jedoch ersichtlich einen zweiten Schub, denn im Hintergrunde gingen einige Polizeidiener gelangweilt auf und ab.

Eine halbe Stunde verstrich, während welcher der Verhaftete sich kaum bewegte; starr und nur zuweilen kaum merkbar mit dem Kopf nickend blickte er vor sich hin und würdigte die Unterbeamten keines Blickes.

Erst das wiederholte Oeffnen der Pforte, durch welche man ihn herein geführt, weckte ihn aus seinem Brüten. Er blickte gleichgültig auf, seine Züge aber verriethen doch einige Theilnahme, als er sich in einer Gesellschaft sah, die er hier nicht vermuthet haben mochte. Mit gerade soviel Höflichkeit, mit welcher man überhaupt einen Menschen in guter Kleidung in das Polizeigewahrsam führt, ließ man eine schwarz-gekleidete Dame von schlankem, hohem Wuchs herein, deren Antlitz vom Schleier bedeckt war.

Mit allen Zeichen der Angst blickte die Gefangene umher; die kahlen, schmutzigen Wände schienen ihr Abscheu einzuflößen, ihre Füße wankten; so viel der Schleier von ihrem Antlitz sehen ließ war dasselbe leichenblaß. Mühsam nur erhielt sie sich aufrecht und wankte mit Widerwillen zu der dem andren

Gefangenen gegenüber befindlichen Bank, auf welche sie sich mit einem Seufzer nieder ließ.

„Melden Sie sofort, daß man diese Frau, die Baronin von Grimmer eingebracht!“ rief der Polizeidiener, welcher die Gefangene herein geführt, einem der auf und nieder gehenden Wärter zu.

Die Dame erschrak, als sie ihren Namen hier und mit so wenig Schonung nennen hörte; sie zog den Schleier dichter über das Gesicht.

Während der Polizeidiener sich zurück zog und einer der Wärter sich in den zu den Verhörzimmern führenden Gang vertiefte, hatte der andre Gefangene eine ganz auffallende Bewegung gezeigt. Der Name seiner Unglücksgefährtin hatte wie ein Blitzstrahl auf ihn gewirkt; er war von der Bank aufgesprungen, richtete sich in seiner ganzen Länge auf, starrte die nur zehn Schritte von ihm sitzende Dame fest und unverwandt einige Secunden lang an und trat dann entschlossen auf sie zu.

„Ich höre einen Namen,“ rief er, während Julie mit Schrecken sich zurück beugte; „ich höre einen Namen, der nicht Dir gehören kann, Weib! Einen Namen, der ... Sag' mir, wer Du bist! Eine Betrügerin, die man hieher geschleppt, weil Du Dir einen falschen Namen angemaßt, eine Diebin ...“

Mit diesen Worten erfaßte er, ehe Julie es hindern konnte, ihren Schleier und blickte ihr, sich herab beugend, in's Antlitz.

Das matte Licht, welches den Saal erleuchtete, war doch hinreichend, um ihn die Züge Juliens erkennen zu lassen, und diese Züge übten auf ihn eine fast vernichtende, so blendende Wirkung, daß er zurücktaumelte und mit beiden Händen das Gesicht verhüllte.

Julie, die sich von ihrem Schrecken jetzt erholte, wagte es, zu ihm aufzublicken. Die Haltung des Fremden, der sie soeben wie ein Wahnsinniger überfallen, ließ sie ihre eigene Lage vergessen und erregte ihr Mitleid, zugleich aber auch ihre Neugier, die wiederum ein Gefühl in ihr erzeugte, das sie mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff.

Die Wirkung, welche ihr Name auf diesen Mann gemacht, seine Zerknirschung, als er ihr in's Antlitz geblickt, beides war so auffallend, daß es Julie zu schnellen Combinationen führen mußte. Wenn dieser Mann, dieser Unglückliche, denn ein solcher war er offenbar, wenn er ...

Auch Julie stieß einen Laut der Ueberraschung aus, der den bleichen, hageren Mann wieder in die Gegenwart zurückrief. Seine Arme sanken herab, sein Kopf senkte sich verzweifelnd, Leichenblässe stand auf seinem Antlitz.

„Es sind ihre Züge, es ist mein Kind!" jammerte er. „Meine eigenen Züge, mein unglückliches Kind, das ich sammt der Mutter dem Elend, der Verzweiflung überließ! Sie ist es, denn eine Stimme spricht in mir, die sich nicht täuschen kann!"

Julie, wie elektrisirt durch diese halblaut gesprochenen Worte, hatte sich von der Bank erhoben, sie wagte es, forschend dem Mann in's Auge zu blicken, während die höchste Spannung auf ihrem Antlitz stand. Ihre Lippen stammelten Worte, die unverständlich waren, ihre Arme hoben sich flehend zu diesem Mann, der so elend, so jammernd, erdrückt von eignen Vorwürfen, dastand, und dennoch machte sie eine gewisse Furcht erzittern. Wie sehnsüchtig sie nach ihrem verschollenen Vater gesucht, ihn so, ihn hier zu finden, das mischte ihre Freude

mit Schrecken. Und wenn sie sich täuschte, wenn er sich täuschte! Salomon hatte ihr allerdings gesagt, er habe seine Spur gefunden, aber seitdem hatte sie nichts mehr von ihm gehört.

Während Beide noch schweigend einander gegenüber standen und der Gefangene eben das Auge wieder erhob, um sich zu überzeugen, ob er sich nicht dennoch getäuscht, trat der Wärter heran und wies den Gefangenen barsch auf seinen Platz zurück. Schweigend und gebietend winkte er Julie, ihm zu folgen.

„Barbar, kennst Du kein Erbarmen! Kannst Du ein Kind von der Seite des Vaters reißen in dem Augenblick, wo sich beide hier gefunden?“ rief der Gefangene. „Dieses Weib ist mein Kind und ich ... wohlan, ich bin der Baron von Grimmer, den man lange vergeblich gesucht und der unter den verschiedensten Namen Eure Wachsamkeit zu täuschen gewußt hat ... Nehmt mich mit ihr, denn nichts soll mich mehr von meinem unglücklichen Kinde trennen!“

Betroffen stand der Polizeidiener da und wußte nicht, ob er mit einem Verrückten oder mit einem Betrüger zu thun habe. Der Name, welchen er als den seinigen nannte, während er unter einem ganz andren als Vagabond und vermuthlicher Gauner verhaftet worden, war dem Beamten vollständig fremd, er hielt die ganze Scene für eine Komödie, für einen wahrscheinlich zwischen beiden Delinquenten abgekarteten Auftritt, dessen Zweck er nicht zu durchschauen vermochte, und winkte dem in einiger Entfernung stehenden Wärter, den Gefangenen vorläufig abzuführen.

„Nichts in der Welt wird mich von meinem Kinde trennen!“ rief Grimmer, den wir nach so langer Zeit wieder

vor uns sehen, und der die Carriere aller Abenteurer gemacht, die, wenn es ihnen nicht gelingt, sich irgendwie wieder aufzuschwingen, von Stufe zu Stufe in ihrem gefährlichen Broderwerb sinken und endlich aus der Sphäre raffinirten Betrugs in die des brutalen Verbrechens sinken, wenn sie auch nicht immer thätlich an demselben betheiligt sind. „Ist dies unglückliche Weib schuldig,“ fuhr er in seiner Extase fort, „wohlan, so thut mit ihr, was das Gesetz Euch vorschreibt, aber gönnt mir wenigstens die traurige Erfüllung einer Pflicht, die ich stets versäumt, sie in meine Arme zu schließen, sie um Verzeihung zu bitten für das, was ich an ihr gefrevelt, als ich, gehetzt mein ganzes Leben lang durch die Verfolgung der Gerichte, nur an die eigne Erhaltung dachte und Weib und Kind ihrem Schicksal überließ! ... Mein Weg ist zu Ende, mein Ziel ist erreicht!“ setzte er muthlos hinzu. „Was nutzt es, noch länger gegen meine Verfolger anzukämpfen! Mich ekelt dieses Leben an, seit nur der Abschaum der Gesellschaft mich noch aufnimmt, seit nur das Verbrechen noch mir hülfreich die Hand reicht, seit ich einsehen muß, daß diese Gemeinschaft auch mich zum Galgen führen muß, weil ich nur mit seinen Kandidaten noch verkehre! ... Führt mich mit ihr zum Richter; sie kann nicht schuldig sein, und ist sie's wirklich, so war ich es, der sie zur Schuld trieb, weil ich sie bereits dem Verdereben opferte, als sie noch ein Kind war!“

„Das Alles kümmert nicht mich!“ antwortete der Polizeidiener. „Wer schuldig ist, wird bestraft, warum, das ist nicht meine Sache!“

Grimmer war durch das unerwartete Wiederfinden seines

Kindes, durch die Wucht der Vorwürfe, welche sich beim Anblick seines Kindes auf ihn gewälzt, so erschüttert, vor seinem Geiste entrollten sich die Bilder einer wechselreichen und stürmischen Vergangenheit mit so überwältigender Macht, daß er die Worte des Beamten gar nicht hörte; vor sich nieder blickend sah er nicht, wie Julie abgeführt wurde, und als er wieder aufschauend sich allein sah, wankte er zu seiner Bank zurück.

„Es ist zu Ende mit mir," murmelte er vor sich hin; „es muß wohl zu Ende mit meiner geistigen Kraft gehen, seit ich dahin gekommen, vor mir selbst zu schaudern! Was ich bisher that, Eins war stets die Folge des Andren, Eins gebar das Andre, die Acht, in welche mich Gesetz und Gesellschaft erklärt, zwang mich zu ewiger Fehde gegen dieselben; das Glück, mit welchem ich stets gegen das Gesetz kämpfte, hat mich zwar nie verlassen, aber allmählig erlahmend, erschöpft in meinen geistigen Hülfsmitteln, sank ich aus einer Sphäre in die andre. Was ich gegen Weib und Kind gethan, es hat mich nie gequält, nie empfand ich Gewissensbisse, so lange es mir wohl ging; erst als ich immer tiefer sank, erst als es hier innen so leer und öde ward, füllte sich meine Seele mit folternden Bildern, die meine Nächte beunruhigten, meine Tage verbitterten, dem Leben den Werth nahmen, welchen es früher für mich hatte. Die Genüsse, die ich mir erkaufte, verloren ihren Reiz für mich, denn ich ward älter und abgespannt; um mich zu beschäftigen, um mich vor den Selbstvorwürfen zu schützen, nahm ich meine Zuflucht zu allen Mitteln; der Ueberreiz führte zum Ueberdruß, zum Ekel, und dieser zum Widerwillen gegen Alles, was mir sonst zur Vertheidigung meiner Existenz gedient. Ausgestoßen

von denen, die gleich mir sich künstlich in der Gesellschaft erhielten, suchte ich andre Gesellschaft, sank auch aus dieser noch und so bin ich endlich dahin gekommen, daß ich verlassen von mir selbst und Allen, die Genossenschaft der elendesten, zerlumptesten Gauner suchen und mich selbst von diesen bemitleiden lassen muß, weil ich unfähig bin, ihr Handwerk zu theilen ... Mag jetzt geschehen mit mir was da will! Ich hätte die Mittel in Händen, mich wieder zu einer glänzenden Existenz aufzuschwingen, aber ich besitze die Kraft nicht, diese Hebel anzuwenden, und ich weiß, daß selbst wenn ich den hohen Preis erränge, wenn es dem Geächteten, Vogelfreien gelänge, seine alte Rechnung mit dem Gesetz zu tilgen, kein Glanz, kein Reichthum ihm die Schmach abwaschen könnte, mit der sein Name bedeckt ist; scheinbar glücklich im Reichthum, würde ich doch das elendeste Geschöpf sein, ja ich gestehe mir selbst, dieser Reichthum würde mir wie ein Kohle in der Hand glühen, ich würde ihn fort werfen, ihn verschleudern, und ein flüchtiger Besitz wäre nicht das Elend werth, das ich hiedurch auf einen Andren würfe, der freilich weit schlimmer mit der Gerechtigkeit steht und vor dem sich dennoch Alles beugt ... Der Zufall hat es gewollt, daß mein Geheimniß, das ich eroberte, als ich heimlich und unerkannt Zehneck einst besuchte, in die Hände von Männern gerathen ist, in welchen es zur schneidigen Waffe werden kann; man entlockte es mir durch Geld, als mich der Hunger verzehrte; man bestach mich durch Geld und wieder Geld; bereuend was ich gethan, trieb mich eine dämonische Gewalt, dieses Geld auf die Straße zu werfen; ich hatte keine Ruhe mehr, ich, der ich selbst mit der höchsten Schuld beladen,

der ich diese Schuld eine Lebenszeit fast gleichgültig getragen, schrak davor zurück, einen Andren zur Rechenschaft ziehen zu lassen; wie durch Furien ward ich gejagt, rettete mich in die elendeste Gesellschaft, nur um nicht allein zu sein, bis mich wieder der Hunger packte, bis ich mittellos wieder ohne Obdach war ... Ich hätte zu diesem Juden gehen können, denn ich weiß, er wird mich suchen; ich hätte wieder Geld von ihm fordern können und er würde es mir nicht verweigert haben, aber mir graut vor dem Juden, der selbst Schlimmes vorhaben muß; ich will untergehen, ich will mich in's Wasser stürzen, um diesem fluchbeladenen Leben ein Ende zu machen, will ... Aber sie, die Arme! Mein unglückliches Kind, das ich hier an dieser Stelle des Schreckens wieder sehen mußte! ... Doch ja, ich will ein Ende machen, sobald ich Gelegenheit finde, wieder zu entwischen, und diese Gelegenheit werde ich finden, wie ich sie immer fand! ... Ich kann ihr nicht wieder in's Auge sehen, kann diese Züge nicht sehen, meine eignen Züge, welche mir einst entgegen lachten, als ich sie auf den Armen trug, ohne zu empfinden, was Vaterfreude ist! Ich war ein leichtsinniger Mensch, war es immer, jetzt bin ich ein Schurke, ein von der Welt ausgestoßenes Subject, elender als der Wurm, den ich mit meinen Füßen zertrete! ... Was auch geschehen mag, ich will das Ende nicht sehen, will nicht, der ich selbst stets das Werkzeug meiner elenden Leidenschaften war, noch zuletzt das Werkzeug Andrer werden ... es soll, es muß zu Ende gehen! ..."

Grimmer ward hier in seinem Nachdenken gestört, da auch er zum Verhör gerufen wurde. Frei und offen trat er vor den Beamten, er hielt sich selber Wort, indem er sein Incognito

ablegte und sich als denselben Baron von Grimmer bekannte, den man vor vielen Jahren vergeblich zu ergreifen gesucht.

Für den Beamten war diese Enthüllung eine interessante. Man schlug sofort nach, fand den Namen des Verhafteten unter den als verschollen bezeichneten Verbrechern, nahm die sämmtlichen Aussagen, welche Grimmer über sein bisheriges, ruheloses Leben machte, zu Protokoll und Grimmer war aufrichtig genug, die verschiedenen Masken und Namen zu nennen, unter welchen er anfangs als falscher Spieler, später als Schnapphahn der Gesellschaft überhaupt und endlich als obdachloser Vagabond sich umher getrieben.

Die Polizei hatte in ihm einen der interessantesten Verbrecher erwischt, dessen Verhaftung, wie man sich schmeichelte, zur Ergreifung einer ganzen Reihe von verdächtigen Individuen führen sollte.

V.

Salomon's Entdeckungsreise.

Als Sami Salomon nach dem Schlosse Zehneck kam, ließ er sich sofort bei der gnädigen Baronin melden, die als hochbetagte Wittwe noch immer den trüben Erinnerungen an den Gatten und an dessen entsetzliches Ende lebte.

Sami stand, wie wir schon erwähnten, bei der alten Dame als alter und zuverlässiger Geschäftsmann gut angeschrieben und ward bereitwillig empfangen. Seit mehren Jahren hatte er die Rittmeisterin nicht mehr gesehen; er fand sie sehr geschwächt

und was sie von ihrer wahrscheinlichen baldigen Auflösung sagte, erschien Salomon nur allzu begründet. Lange und umständlich sprach er mit ihr über die Zustände ihrer Besitzungen, über ihren einzigen Erben Gerhard und schilderte diesen auf die dringenden Fragen der Matrone als einen jungen Mann, der zwar alle Fehler der Jugend habe, aber sicherlich zur Vernunft kommen werde, sobald das Leben mit ernsteren Ansprüchen an ihn heran treten werde. Salomon hütete sich wohl, ihr zu gestehen, daß er in Gerhard's Schuldverschreibungen bereits einen guten Theil dieser Besitzungen in Händen und zugleich die beste Aussicht habe, auch den übrigen Theil noch zu gewinnen.

Salomon kam hiernach auf die geschäftlichen Zwecke, die ihn hieher führten, da er gerade auf einer Reise begriffen; als auch diese erledigt waren, gab ihm die alte Dame zu verstehen, daß die Unterhaltung sie angreife und es ihr angenehm sein werde, wenn er sie verlasse. Sami aber rückte auf seinem Stuhl hin und her und wußte die Nerven der alten Dame dadurch wieder zu spannen, daß er auf die Familienverhältnisse kam und zunächst den Namen des Kammerherrn von Dörenberg nannte.

Dieser Name berührte die Baronin stets wie ein Skorpionstich. Salomon sah, daß er sich nicht geirrt und hielt das Thema fest. Er kannte den Haß der Rittmeisterin gegen diesen Mann, was er aber auf dem Herzen hatte, war etwas so Ungeheures, daß er zugleich bedacht sein mußte, in geschicktester Weise die Nervenschwäche der Matrone zu schonen und trotzdem Alles zu berühren, was hier nothwendig war.

„Ich fürchte," fuhr er fort, „daß auch dem gottlosen Leben dieses Mannes ein Ende gesetzt werden wird; ich habe so eine Ahnung, als müsse etwas herein brechen über seinem Haupt, etwas ... etwas Unglaubliches, das aber der Welt wird öffnen die Augen über den Charakter eines Mannes, der selbst am Hofe und bei Seiner Majestät gilt so viel!"

Die Baronin horchte auf, ihre plötzlich blitzenden Augen fixirten den alten Sami, der sinnend vor sich hin schaute.

„Sie sagten, Herr Salomon? ..." fragte sie, als Sami eine Pause machte.

„Ich sagte, gnädigste Frau Baronin, daß der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht, und daß es giebt Leute, vor denen Jedermann zieht seinen Hut, während ihnen ihr eigner Kopf schon längst nicht mehr gehört."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Salomon! Sie meinen vielleicht, der Kammerherr sei so verschuldet, daß er ..."

„Ich meine, gnädigste Frau Baronin, daß der Herr Kammerherr allerdings hat mehr Schulden als er hat Haar auf seinem Kopfe, daß ich aber gebe für seinen Kopf nicht einen Heller, wenn Andre wissen, was ich weiß!"

„Und was wissen Sie, lieber Salomon?" fragte die Baronin in eigenthümlicher Spannung. „Gewiß hat er viel Schlechtes begangen und ich erschrecke stets, wenn ich mir denke, daß mein Neffe, der arme Gerhard, in seinen Händen steckt! All mein Bitten ist ja vergebens; dieser Mann hält, wie man mir sagt, den armen Jungen so fest in seinen Klauen ..."

Salomon schüttelte den Kopf.

„Hat keine Gefahr, gnädigste Baronin," sagte er. „Hab'

ich mich doch immer interessirt für den gnädigen jungen Herrn Baron, der so ein liebenswürdiger, heiterer junger Herr ist, und brauchte ich doch nur ein einziges Wort zu sprechen, um ihn zu erlösen aus diesen Klauen, sobald sie mir wirklich erscheinen gefährlich!"

Alles, was gegen den Kammerherrn gerichtet, war der Matrone Balsam für die nie verharrschende Wunde. Salomon's Aeußerung spannte sie auf's höchste.

„Und dieses Wort, Herr Salomon?" fragte sie mit bewegter Stimme.

„Ich darf es nicht sprechen aus, gnädige Frau Baronin, weil ich weiß, daß Sie haben schwache Nerven ..."

„Sprechen Sie, Herr Salomon! Sie wissen, ich kann stark sein wie mein Haß gegen diesen sündigen Menschen. Dieses Wort, Herr Salomon?"

„Dieses Wort, gnädigste Frau Baronin, schließt ein die ganze Hölle und heißt: Brudermörder!"

Mit einem Schreckenslaut sank die Baronin in ihren Sessel zurück. Salomon sah, wie sie sich bemühte, ihre Fassung zu erhalten, er wußte, daß sie dieselbe wiederfinden werde, und blieb deßhalb regungslos an seinem Platz.

Minuten verstrichen, bis die Matrone wieder zu sich gekommen war; mit von Angst und Entsetzen gespannten Zügen blickte sie ihren Gast an.

„Herr ... Salomon!" stammelte sie mühsam. „Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir: wer hat Sie in ein Geheimniß eingeweiht, das ... das nur mir, wie ich glaubte, bekannt war! Sein Sie offen gegen mich!"

Salomon schüttelte den Kopf und rieb sich die Knie.

„Ich weiß, was ich weiß, gnädigste Frau Baronin! Das Geheimniß ist gut bei mir aufgehoben!“

„Sie werden es nicht verrathen?“

„Ich niemals, gnädigste Frau Baronin! Aber wenn nun Andre treten auf gegen ihn, wenn nun Andre heben die Hand gegen ihn?“

„Andre? Großer Gott, so ist das entsetzliche Geheimniß auch in den Händen Anderer?“

„Anderer, von denen ich es erfahren habe! Es ist in den Händen eines Unglücklichen, gnädigste Frau, der durch Ihre Familie ist geworden ein ármer Elender, aber nicht den Muth hatte, durch dieses Geheimniß sich aus dem Elend heraus zu reißen, weil er ist zu schwach, um zu heben die Hand gegen einen Mann, der steht so hoch, so sehr hoch . . .“

„Und wer ist dieser Andre? Sagen Sie mir Alles, Herr Salomon!“

„Die gnädige Frau werden sich erinnern eines Mannes, der vor langen Jahren liebte ein Fräulein aus diesem Hause, eine Baronesse von Dörenberg . . . Camilla von Dörenberg, die ich noch gekannt habe sehr gut und die mit diesem Mann entfloh nach England oder Amerika, ich weiß nicht wohin.“

„Ja, ja, ich erinnere mich! Mein seliger Gemahl sprach mir einmal von dieser unglücklichen Schwester! Sie wurde verstoßen, enterbt vom Vater . . .“

„Und ihr Gemahl hat es verschmäht, das Erbtheil seines Weibes in Anspruch zu nehmen,“ fuhr Salomon in einen feierlichen Ton übergehend fort. „Er und sein armes Weib

sind in der Welt umher geschleudert worden, weil die Brüder des armen Weibes darauf drangen, daß sie enterbt werde und ihnen zufalle, was ihr gebührte. Das arme Weib ist umgekommen in Noth und Elend und der Mann ist versunken in Laster und Unfähigkeit zum Erwerb, daß es ist ein Jammer mit anzusehen!"

Die Baronin versank in Nachdenken und nickte dabei zuweilen traurig mit dem Kopf.

„Die arme Camilla! Ich habe von ihr gehört! Zuletzt noch als der alte Wagner in hohem Alter starb und mich an sein Todtenbette rufen ließ, sagte er mir mit gebrochener Stimme, die Familie habe ein schweres Unrecht gut zu machen gegen eins ihrer Mitglieder, das längst verschollen sei. Man solle die beiden Zimmer gegen Westen öffen, die auf Befehl des alten Barons vermauert worden und nach dem Wortlaute seines Testamentes nicht mehr geöffnet werden dürften; man werde dort finden was geeignet sei, über so manche Ereignisse in der Familie Aufschluß zu geben, namentlich jedoch über ein Geheimniß, das außer mir, der er es längst anvertraut, nur noch eine Person kenne, nämlich der Gatte der unglücklichen Camilla, der einst unvermuthet und in ärmlicher Kleidung bei ihm ganz insgeheim erschienen, sich mehre Tage unerkannt in seinem Dachkämmerchen aufgehalten und dem er das Geheimniß mitgetheilt, um ihn zum Rächer an dem zu machen, was man gegen sein armes Weib gesündigt ... Ich konnte mich Jahre lang nicht entschließen, gegen den Willen des alten Barons zu handeln," fuhr die Matrone in ihrem halblauten Selbstgespräch fort, „ich wagte es nicht, die Zimmer der unglücklichen Camilla

öffnen zu lassen, bis endlich ein zufälliges Ereigniß vor Kurzem den Wunsch des alten Wagner in's Werk setzte. Das Aktenstück, welches ich in den vermauerten Zimmern fand und das auf unerklärliche Weise von Wagner dahinein gebracht sein mußte, enthielt neben der Chronik unsrer Familie, einer traurigen, verhängnißvollen Reihe von unheimlichen Thatsachen, die Schilderung einer That, deren Zeuge Wagner freilich nicht gewesen, von der er aber behauptet, er habe den Mörder zur nächtlichen Stunde in das Arbeitszimmer meines unglücklichen Gatten treten und nach geschehener That zur Kabinetsthür hinaus schleichen gesehen ... Ich habe Gerhard das Aktenstück zugesandt, mag er jetzt entscheiden, was geschehen soll, ich will keinen Antheil an der Vergeltung haben!" murmelte die Baronin mit immer schwächerer Stimme vor sich hin und ließ dann das Kinn auf die Brust sinken.

Salomon, der anscheinend theilnahmslos dagesessen, hatte kein Wort von diesem Selbstgespräch verloren, welches die Baronin, ersichtlich den Zeugen vergessend, geführt, selbst die letzten kaum noch verständlichen Worte hatte Salomon wenigstens in ihrem allgemeinen Sinn aufgefaßt und hatte er diesen Sinn richtig verstanden, so bedurfte es keines weiteren Eindringens in die alte Dame, die so entkräftet war von dieser Unterhaltung, daß sie unfähig zur Fortführung derselben, und vollständig theilnahmlos, in sich selbst versunken dasaß. Ihre Augenlider waren herabgesunken, ihre mageren Hände lagen regungslos auf den Lehnen ihres Sessels, ihr Athem war matt und nur das träge Heben und Sinken ihrer Brust verrieth noch, daß Leben in ihr sei.

Umsonst bemühte sich Salomon, sie aus ihrer gänzlichen Abspannung zu reißen, umsonst schlug er ein andres Thema an, die Baronin war für Alles unempfindlich und mit heimlicher Genugthuung überzeugte sich Salomon, daß die Zeit immer näher rücke, wo diese todesmatte Existenz, die nur noch durch die Erinnerung mit dem Leben zusammenhing, bald ganz verhauchen und also die Zeit seiner Rechnungsschließung mit ihrem einzigen Erben gekommen sein werde.

Salomon empfahl sich schweigend und hoch befriedigt durch dieses Resultat. Er sandte die Kammerfrau der Baronin hinein, damit sie sich der Frau annehme, und verließ das Schloß, um auf einer Promenade durch den ihm wohlbekannten Park nachzusinnen, wie er jetzt zu handeln habe, denn gehandelt mußte werden.

Nur Eins behagte ihm nicht, so weit er dies nämlich aus der kaum verständlichen Rede der Baronin zu entnehmen vermochte: Alles beruhte auf dem schriftlichen Nachlaß des alten Wagner; es lebte kein Zeuge jener That!

Salomon's ganzer Haß gegen den Kammerherrn war einmal aufgeflammt durch die Nahrung, welche ihm die Aussicht auf Rache gewährte. Der Kammerherr, einer der gewandtesten Männer in allen Geldangelegenheiten, in denen er eine bedeutende Routine durch seine ewigen Calamitäten gewonnen, hatte den schlauen Juden vor Jahren einmal arg überlistet und ihm einen großen Verlust dadurch beigebracht; Salomon vergaß ihm dies nie: er brach jede Verbindung mit ihm ab, kaufte die Wechsel des Kammerherrn, durch die er ihn in seine Gewalt gebracht zu haben glaubte, befand sich aber jetzt in der fatalen Lage, daß er, wenn er diesen Mann den Gesetzen überlieferte

und dadurch seine Rache kühlte, abermals in großen Verlust gerieth. Indeß hierin glaubte er ein Mittel finden zu können, wenn er die Wechsel mit geringem Schaden weiter gab oder dieselben vor Führung des Streiches gegen ihn auf irgend eine Weise getilgt wurden. Vor Allem bedurfte er der Zeugen für eine That, die diesen Mann mit Leib und Seele in seine Hände lieferte . . . .

Während Salomon in Gedanken vertieft durch den Park wandelte, Pläne schmiedend, verwerfend und immer wieder schmiedend, bemerkte er auf einer Bank am Wege einen Mann in gebückter Haltung, der mit einer Krücke Figuren in den Sand malte, während ein armer Dorfjunge gleichgültig, aus Schilf sich Pfeifen schneidend, neben ihm im Grase hockte.

Salomon war nicht in der Laune, sich für Andere zu interessiren, dennoch warf er einen flüchtigen Blick auf den Gichtbrüchigen, der eben, auch in seinen Gedanken gestört, zu ihm aufschaute.

Beider Blicke trafen sich wie zwei fliegende Pfeile, Beide stutzten, schärften ihr Auge, um sich zu überzeugen, ob dasselbe sich nicht täusche. Salomon's Fuß wurzelte am Boden.

„Bei Gott, ist's nicht der unglückliche Musikus?" murmelte er vor sich hin. „Er ist alt geworden und ich bin älter geworden, er ist verschollen und sitzt jetzt hier an der Landstraße! Ich gäb' ihm ein Almosen, gäb's ihm gern, wenn ich's nur wagte!"

Bei diesen Worten fuhr Salomon's Hand in die Tasche. War er auch sonst nicht so freigebig, heute fühlte er sich zum Wohlthun aufgelegt, aber er fürchtete sich zu beleidigen.

Inzwischen sah der Gelähmte die Bewegung des Juden und unwillkürlich hob seine Hand die Krücke; drohend funkelte sein Blick, während er auf Salomon geheftet war.

„Trügt mich mein Auge nicht, so ist es der alte Gauner, der Salomon, der mir das letzte Mark aus den Knochen sog!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Und jetzt hat dieses Ungeheuer die Frechheit, ein Almosen in derselben Tasche zu suchen, die schon das Lebensglück so manches Leichtsinnigen verschlungen hat. . . . Er wagt es, mich anzureden!" setzte er hastig hinzu, als er sah, daß Salomon den Muth faßte, zu ihm heran zu treten, und suchte nach Fassung, ihn zu empfangen.

„Gottes Wunder!" rief Salomon, seine verbindlichste Miene aufsetzend und sich tiefer auf seinen Stock beugend, während er näher kam. „Ist's nicht der Herr Naumann, der so lange verschwunden war, von dem die Leute sagten, er sei weit weg über's Meer gegangen und umgekommen unter den Wilden! Muß ich ihn finden hier in dieser Einsamkeit, anstatt daß er läßt leuchten sein Licht vor den Leuten, wie er es sonst gethan!"

Bei diesen Worten reichte Salomon dem unglücklichen Naumann die Hand, denn er war es, der seit Hedwig's Abreise hier noch immer einsam und verlassen lebte, nur in Gesellschaft eines verwaisten taubstummen Knaben, der stets bei ihm war. Naumann schien Anfangs wenig geneigt, dieses Freundschaftszeichen anzunehmen, das Auftreten des alten Juden rief in ihm so vielerlei Erinnerungen wach, daß es heftig in seinem Innern zuging; trotzdem mochte es für ihn eine, wenn auch bittre, Wohlthat sein, wieder einmal eine Gestalt aus der Welt vor sich auftauchen zu sehen, der er für immer den Rücken gewendet

hatte. Mißmuthig und kalt nahm er Salomon's Hand an, ohne den Druck zu erwiedern, und blickte dann vor sich hin.

Salomon, dem eine neue Idee durch den Kopf ging, setzte sich unaufgefordert neben ihn.

„Hab' ich doch nie erfahren können etwas über das Verbleiben des Herrn Naumann!“ sagte er, einen prüfenden Seitenblick auf das von Leiden abgezehrte Antlitz seines Nachbarn werfend. „Bin ich doch anfangs gefragt worden so viel nach Ihnen, hab' ich doch selbst gefragt so viel, aber Niemand wußte, was aus Ihnen geworden!“

„Wenig, Herr Salomon!“ antwortete Naumann mit einem Seufzer. „Fragen Sie das Wrack, das hülflos und zerschellt auf der Sandbank liegt, und vor dem sich selbst mitleidig die Wellen zurückziehen, die es in stürmischem Seegange dahin geworfen! Ich habe der Welt Lebewohl gesagt, seit ich ihr und mir nicht mehr nutzen kann, und lebe hier von dem Almosen braver Leute, die dem Gichtbrüchigen bereitwillig das Leben fristen! . . . Genügt Ihnen diese Auskunft, Herr Salomon?“ setzte er bitter hinzu.

„Aber Sie hatten ein Kind, Herr Naumann, wenn mir recht ist, ein Mädchen, für das Sie sorgten, um dessenwillen Sie . . .“

Naumann unterbrach ihn hastig,

„Auch dieses Kind habe ich von mir geben müssen, weil ich es nicht verantworten konnte, das Mädchen hier vertrauern zu lassen, und will's Gott, so erlebe ich an ihm die einzige Freude, die mir noch beschieden sein kann.“

„Und wo ist dieses Kind, Herr Naumann, wenn ich zu fragen mir erlauben darf?"

„In der Residenz, wo es auf Kosten der Baronin von Dörenberg erzogen wird!"

„Hm! Hm! Aber hätten Sie nicht auch Lust dahin zurück zu kehren? . . . Was einst geschehen, ist ja längst vergessen und glauben Sie mir, Herr Naumann, es soll mir sein eine Genugthuung, wenn ich Ihnen kann sein von Nutzen!"

Naumann war empfänglicher für diese Frage, als es nach seinem vor einigen Jahren geäußerten Widerwillen gegen die Residenz zu erwarten war. Die gänzliche Vereinsamung war ihm eine Last, die schwer auf ihn drückte, die Sehnsucht nach dem Kinde, seinem einzigen Schatz, wuchs mit jedem Tag und längst schon hatte er sich mit der Idee befreundet, dennoch wieder in die Welt zurückzukehren, in der er ja ebenso zurückgezogen leben konnte wie hier. War er doch einst durch alle Fasern seiner Existenz mit dieser Welt verwachsen gewesen und schwer ist's für den, der das Geräusch dieser Welt geliebt, demselben ganz zu entsagen; auch der festeste Wille ist oft nicht ausreichend, alte Bande zu zerschneiden, selbst wenn sie gerostet und zerbrechlich erscheinen. Zwischen Naumann und der Welt existirte ein Band, das unzerstörbar: die Liebe zu seinem Kinde, das er in dieser Welt wußte und für dessen Heil er täglich zitterte. Jetzt sandte ihm der Zufall den alten Salomon, gegen den er, wie wir sahen, alten Groll hegte; derselbe Mann, der einst so unerbittlich gegen ihn gewesen, reichte ihm jetzt die Hand, vielleicht um wieder gut zu machen, was er ihm gethan. Naumann war nie ein starker Charakter gewesen und das Unglück hatte

auch seinen Willen noch gebrochen. Das Zigeunerblut, das ihn einst so rastlos in der Welt umhergetrieben, war längst abgekühlt durch körperliche Hinfälligkeit; er fühlte immer mehr den heimlichen Schmerz, welchen ihm der Gedanke verursachte, hier so elend umkommen zu müssen; andre Gedanken an andre Personen gesellten sich hinzu — kurz, Naumann war seit mehr als einem Jahre die Beute einer Sehnsucht, die zu stillen er keine Möglichkeit sah.

Salomon errieth, was in ihm vorging.

„Herr Naumann," fuhr er fort, „Sie wissen, ich bin einer der Wenigen, welche Ihr Leben kennen; hat früher das Interesse meine Handlungen gegen Sie geleitet, so ist's jetzt aufrichtiges Wohlwollen, das mich zu Ihnen zog, als ich Sie hier sah so einsam und verlassen. Sie müssen fort von hier, wenn Sie sich nicht wollen verzehren in Gram und Kummer; wollen Sie zu Ihrem Kinde, ich will Ihnen gern gewähren dazu die Mittel, die Sie mir können zurückzahlen, wann es Ihnen ist möglich. Ich habe verdient an Ihnen, Herr Naumann, es ist wahr, denn ich bin angewiesen auf den Verdienst, aber jetzt, da ich Sie sehe so unglücklich, geb' ich Ihnen zurück den Verdienst und Sie sollen sagen: der alte Salomon ist doch ein ehrlicher Kerl, der es nur nimmt von Solchen, die er glaubt im Stande, es zu tragen. Nehmen Sie meine Hand, Herr Naumann! Folgen Sie mir in die Residenz, bleiben Sie bei Ihrem Kinde und werden Sie noch einmal glücklich; es kann's ein Jeder, der nur den Willen hat, es zu werden."

Naumann trat eine Thräne in's Auge, als er Salomon mit einer Wärme sprechen hörte, die ihm an diesem in Geschäften

so harten und unerbittlichen Mann ganz fremd, sogar unglaublich war. Salomon's Vorschlag traf die Wunde in seinem Herzen; er ahnte nicht, daß auch dieses Wohlwollen des alten Geschäftsmannes nur durch das Intresse dictirt war, er hielt dasselbe für wirkliche Theilnahme und sah in der Zumuthung desselben eine Aufforderung, welche täglich schon sein Herz an ihn stellte.

„Wer nur den Willen hat, es zu werden!" wiederholte er leise und mit bewegter Stimme. „Wer die Kraft hat, es zu werden!" verbesserte er. „Ich bin krank und schwach, ich kenne meinen Zustand nur allzu gut, um noch irgend welche thörichte Hoffnung zu hegen; aber der Anblick meines Kindes er könnte mir neuen Muth geben, ja ich fühle es, in ihrer Nähe würde auch einige Lebenskraft in mich wieder einkehren, denn seit Hedwig's Scheiden von hier ging's schnell bergab mit mir und ich erstarre bei dem Gedanken, daß das arme Kind bald eine Waise sein könnte!"

„Wohlan denn, Herr Naumann, wir sind einig!" rief Salomon mit einer Freude, die er nicht verbergen konnte. „Hier nehmen Sie!" setzte er hinzu, indem er in die Rocktasche griff und einige Banknoten hervorholte. „Was ich Ihnen gebe, es ist ja nur Ihr Eigenthum; wollen Sie es nicht betrachten als solches, geben Sie's mir wieder, wann es Ihnen ist genehm; packen Sie ein Ihre Habseligkeiten, ich nehme Sie mit mir, Sie sollen morgen wiedersehen Ihr Kind, und Sie werden wieder froh sein, ich geb' Ihnen mein Wort!"

Zögernd, aber wie electrisirt durch die Berührung der Banknoten, nahm Naumann das Geld und betrachtete es lange,

denn ihm war dieses Papier ein lange vermißter Anblick.

„Ich kann nicht so schnell von hier fort, Herr Salomon!“ sagte er langsam. „Es wäre Undank gegen die Baronin, die mir so viel Wohlthaten, gegen die Leute des Dorfes, die mir so viel Liebes erwiesen. Ich will erst Abschied von ihnen Allen nehmen und dann folge ich Ihnen, ich verspreche es!“

„Wie Sie wollen, Herr Naumann!“ antwortete Salomon sich erhebend. „Geben Sie mir ein Zeichen, wenn Sie sind angekommen und ich werde bei Ihnen sein auf der Stelle; mein Ehrenwort, auf der Stelle!“

Salomon verabschiedete sich von ihm mit einer ihm sonst ungewohnten Herzlichkeit und eilte in's Schloß zurück.

„Wieder ein Glied aufgefunden von der alten zerrissenen Kette!“ rief er vor sich hin. „Ich brauche ihn freilich nicht nothwendig, aber was kann's schaden, wenn er da ist. Vielleicht ist er mir nothwendiger als ich selbst glaube.“

Naumann saß lange da mit den Banknoten in der Hand! und sättigte sich mit dem Anblick derselben.

„Wie lange ist's her, daß ich, ein Bettler, von dem Almosen meiner Nachbarn lebe,“ murmelte er vor sich hin, „und jetzt nehme ich sogar Almosen von diesem Blutsauger, nur um meines armen verlassenen Kindes wegen, dessen Briefe ich kaum noch zu beantworten im Stande, weil auch die Hand bereits gelähmt ist! ... Aber hatte er nicht Recht?“ beruhigte er sich. „Dieses Geld gehört mir, er erpreßte es von mir als Wucherzins in einer Zeit, an die ich mit Trauer und Beschämung zurück denke, der ich mein ganzes Elend verdanke. Ich darf es nehmen, dieses Geld, weil er es von mir nehmen

durfte, und vielleicht, ja vielleicht lacht mir noch einmal ein Sonnenstrahl des Glückes ... ach, des Glückes! ..."

Naumann's Augen füllten sich wieder mit Thränen; er stützte die Stirn in beide Hände. Das Bewußtsein, die Mittel zu haben, sich mit seinem einzig geliebten Kinde vereinen zu können, erfüllte ihn mit namenloser Wonne. Vergessen war seine Abneigung, in die Stadt zurück zu kehren, in derer des Leides so viel erfahren zu haben glaubte; sein Kind, seine Hedwig war ja dort und in stürmischen Entzücken klopfte sein Herz bei dem Gedanken an das Wiedersehen.

VI.

Ein alter Fuchs.

Fast acht Tage waren verflossen seit der Verhaftung Juliens und ihres ruhelosen Vater's. Gerhard's Anstrengungen um Befreiung der ersteren waren vergebens gewesen, indeß gelang es ihm endlich, bei den Behörden so viel zu erreichen, daß man sich bereit erklärte, die Baronin gegen eine bedeutende Caution in Freiheit zu setzen.

Eine Caution! Woher sollte Gerhard dieselbe nehmen! Das letzte Darlehn Salomon's war in wenigen Tagen durch Bezahlung von Spiel- und anderen Schulden darauf gegangen und die soliden Vorsätze, welche Gerhard seit seiner plötzlichen

Umwandlung gefaßt, waren doch immerhin keine klingende Münze.

Gerhard fühlte sich seit dieser merkwürdigen Umwandlung nüchtern, ganz entsetzlich nüchtern. Sein bisheriger Umgang ekelte ihn an, er floh alle die lustigen Vögel, mit denen er bisher die Nächte durchschwärmt und fand kein Vergnügen mehr weder am Sport, noch am Wein; alle die noblen Passionen, um deren schrankenloser Befriedigung willen er sich seiner militärischen Zwangsjacke entledigt, hatten ihm plötzlich Valet gesagt, ohne ihm einen Ersatz zurück zu lassen.

Ein seltsames Gefühl der Angst, der Unsicherheit bemächtigte sich seiner mit jedem Tage mehr. Die wunderlichen, im Grunde sogar unheimlichen Aeußerungen der Tante, ihr Haß auf den Oheim, ihre Beschuldigungen, die unfehlbar gegen den letzteren gerichtet sein mußten und ihm immer mehr eine gewisse Furcht vor diesem sonst von ihm angebeteten Manne einflößten; endlich das räthselhafte Verschwinden des Actenstückes, das also doch eine ganz ungewöhnliche Bedeutung haben mußte — alles dies wirkte vereint auf das sonst so unbefangene Gemüth des jungen Mannes und ließ ihm weder Tag noch Nacht eine Stunde Ruhe.

Eine Person gab es, von der er Aufschluß hätte erhalten können: die Baronin Julie. Ihr sonderbares Interesse für das Actenstück mußte aus ihm unbekannten Motiven entspringen, ohne Zweifel war es nicht nur der romantische Hang dieser in seinen Augen so klugen und geistreichen Frau, der sie nach jenen Blättern so heftig verlangen ließ. War sie doch selbst offenbar eine Andere als die, für welche sie sich ausgab und

mußte doch auch ihre Vergangenheit nicht so schuldfrei sein wie er geglaubt hatte, dafür sprach ja ihre Verhaftung.

Merkwürdigerweise war es ihm nicht gelungen, den Grund der letzteren zu erfahren, Alles, was er hatte herausbringen können, bestand darin, daß man ihrer als Zeugin dringend bedürfe und daß man sie als Theilnehmerin an den Handlungen gewisser andrer ebenfalls ergriffener Personen in Verdacht habe. Wer diese Personen waren, das blieb Gerhard ein Geheimniß.

Indeß wie dem sein mochte, Gerhard mußte die auf mehre Tausend Thaler festgestellte Caution beschaffen. Salomon's Töchterlein interessirte sich lebhaft für die Befreiung der Baronin, der Alte mußte also die Caution heraus rücken.

Gerhard machte sich auf den Weg zu Salomon und fand diesen eifrig rechnend an seinem Pult. Bei Gerhard's Eintritt schielte der Alte mit schlauem Blinzeln zur Thür; der junge Mann bemerkte nicht, mit welcher Befriedigung Salomon ihn erscheinen sah. Nie war Gerhard mit solcher Befangenheit hier eingetreten; wußte er auch sich selbst nicht klar zu machen, was ihm so centnerschwer auf der Brust lag, so wußte er doch, daß es ihm nie so schwer geworden wie heute, den Alten um Geld anzugehen.

Mehre Secunden verstrichen, bis Salomon die Anwesenheit des jungen Mannes bemerkte und aufschaute.

„Ah, der gnädige Herr Baron!“ rief er sein schwarzes Käppchen abnehmend, bei welcher Gelegenheit sich sein Haarbüschel wie ein Kamm in die Höhe sträubte. „Was verschafft mir die unerwartete Ehre . . .?“

„Eine Geldangelegenheit wie immer, Herr Salomon!“ antwortete Gerhard mit beklommener Stimme. „Wie können Sie noch fragen!“

Salomon hörte mit Erstaunen den so ganz veränderten Ton, sah mit ebenso großem Erstaunen die Bescheidenheit von Gerhard's Auftreten und ließ sein Luchsauge auf Gerhard's Antlitz spielen.

„Kann's mir denken, Herr Baron!“ versetzte er, während er Gerhard auf das kleine, vom vielen Gebrauch schon blank gescheuerte Sopha einlud und für sich einen Stuhl heranzog. „Kann's mir denken! Aber der gnädige Herr Baron wissen, daß unsre Geschäftsverbindung annehmen muß einen ganz anderen Charakter seit der Nachricht, die ich habe erhalten diesen Morgen.“

„Welche Nachricht?“ versetzte Gerhard, während sein Auge groß und fragend auf dem Alten ruhte.

„Der Herr Baron fragen noch!“ antwortete Salomon lächelnd. „Der Herr Baron sind jetzt der Besitzer der großen Güter Ihrer gnädigsten Frau Tante, aber der Herr Baron kennen ohne Zweifel auch den Inhalt der Schuldscheine, die ich habe in Händen?“

„Ich weiß von Beidem nichts!“ erwiederte Gerhard, dessen Befangenheit merkbar wuchs. „Sprechen Sie deutlicher, Herr Salomon!“

Dieser fixirte den jungen Mann scharf, durchdringend und überzeugte sich, daß Gerhard ihn wirklich nicht verstand.

„Sollten der Herr Baron noch nicht erhalten haben die Nachricht von dem Tode der alten Frau Baronin?“

Gerhard's Hand entfiel der Hut; sein Antlitz entfärbte sich, sprachlos starrte er den Juden an.

„Von dem Tode ...?" stammelte er ganz verwirrt. „Verstehe ich Sie recht, Herr Salomon ..."

Die Verwirrung, die Ueberraschung des jungen Mannes war so natürlich, daß Salomon sie für wahr halten mußte, zudem kannte er keinen Grund, der Gerhard hätte veranlassen können, Ueberraschung zu heucheln.

„Von dem Tode der gnädigen Frau Tante!" wiederholte er. „Ich habe erhalten die Nachricht vor einer Stunde durch den Telegraphen. Die gnädige Baronin ist gestorben in der verflossenen Nacht und hat am Abend vorher noch die Bestimmung getroffen, daß ihr gnädiger Herr Neffe soll erklärt werden mündig sobald sie verschieden, damit er kann antreten die großen Güter."

Gerhard saß bei dieser Nachricht da wie eine Bildsäule. Während Salomon's Blick auf ihm ruhte, schien er sich indeß allmählig wieder zu beleben. Salomon sah, daß eine Thräne in Gerhard's Auge perlte; es gehörte das von Geschäften verhärtete und umkrustete Herz des alten Wucherers dazu, um bei diesem in der That rührenden Anblick gleichgültig zu bleiben.

„Sagen Sie mir, Herr Salomon, wache oder träume ich!" klang endlich die bewegte Stimme des jungen Mannes. „Meine Tante, meine Wohlthäterin, der ich all' ihre Liebe wohl mit vielem Undank belohnt ... sie ist wirklich todt?"

„So wahr wir uns Beide hier sitzen gegenüber, Herr Baron, sind Sie jetzt Besitzer der großen Güter und ich der Besitzer Ihrer Schuldscheine, die sich mögen belaufen nach einer

ungefähren Berechnung auf hundertundfünfzigtausend Thaler ohne die Zinsen!"

Gerhard faltete unwillkürlich die Hände und starrte vor sich hin. Hätte man ihm vor acht Tagen noch gesagt, er sei dem Juden das Dreifache schuldig, er würde in seinem Leichtsinn darüber gelacht haben; nüchtern und verständig, wie er so plötzlich geworden war, erschrak er über diese Summe, über die Möglichkeit, dieselbe dem Alten in drei Jahren schuldig geworden zu sein.

Verwirrt fuhr er sich mit dem Taschentuch über Stirn und Augen. Die Nachricht von dem Tode der Tante mochte auch an ihn heute Morgen gelangt sein, ohne daß er sie erhalten, da er seit Tagesanbruch umher geirrt war; das Gesicht Salomon's aber, als er die Summe aussprach, welche er von ihm zu fordern habe, erschien ihm wie das eines blutdürstigen Tigers, der schon die Zunge nach seinem Opfer leckt.

Der Besitz macht Sorgen. Gerhard hatte nie etwas Andres besessen als was ihm die Tante mit vollen Händen gab, und da ihm dies nicht genügte für seinen Leichtsinn, hatte er dazu geborgt ohne die ihm vorgelegten Schuldscheine jemals gelesen zu haben.

Salomon, der dies wußte, ließ ihn über den Inhalt dieser Schuldscheine nicht lange in Unkenntniß. Mit leuchtenden Augen weidete er sich an der Wirkung, welche seine Worte auf den jungen Mann übten, der in der That von ihm kaum die Hälfte der genannten Summe erhalten hatte.

„Da es, wie ich wußte, stets gewesen ist die Absicht der gnädigen Frau Tante, daß der junge Herr Baron gesprochen sollte

werden mündig, und da ein Geschäftsmann wie ich nur durfte borgen mit großer Vorsicht an einen so freigebigen Herrn wie der Herr Baron, der immer nur bedacht war für das Vergnügen seiner Freunde, so verpflichteten sich der Herr Baron in dem ersten Schuldschein, daß der ehrliche alte Salomon, der Ihnen so redlich geholfen hat aus allen Verlegenheiten, soll werden der Verwalter Ihrer Güter bis die Summe ist getilgt, welche der Herr Baron von mir erhalten haben werde bis zum Tode der gnädigen Tante. Wie brav es mit Ihnen gemeint hat der alte Salomon, Herr Baron, und wie er Sie stets gehalten hat für einen Ehrenmann, beweist der Umstand, daß der Herr Baron alle diese Schuldscheine sammt ihrem Inhalt können erklären für nichtig, weil sie unterschrieben sind von einem Unmündigen; aber ich wußte doch, daß der Herr Baron nie werden sein im Stande zu einem solchen Schurkenstreich, und deßhalb habe ich geborgt und immer geborgt und nie sitzen gelassen den Herrn Baron, wenn es ihm fehlte an Geld!"

Gerhard's Erschrecken minderte sich durch diese Aufschlüsse keineswegs; ein Seufzer war die einzige Antwort, während er vor sich hin blickte.

„Ich werde halten, was ich leichtsinnig genug versprochen habe, Herr Salomon!" sagte er endlich. „Ich werde meine Verpflichtung wie eine Strafe betrachten, die ich verdient habe, und darf ich Jemandem zürnen, so gilt mein Groll nur mir und meiner eigenen Thorheit. Ich danke Gott, daß ich von derselben geheilt bin, denn ich gestehe mir mit Erschrecken über mich selbst, daß ohne diese so plötzlich über mich gekommene Einsicht und Erkenntniß die Bestimmung meiner seligen Tante

nur geeignet gewesen wäre, mich Alles verlieren zu lassen. Schweigen wir also über Dinge, die sich von selbst verstehen, und gestattet es meine Ehre, so lassen Sie mich noch eine Bedingung an die Erfüllung meiner gegen Sie eingegangenen Verpflichtungen knüpfen. Ich bedarf auf der Stelle einer Summe von mehren Tausend Thalern zur Befreiung einer Person, der ich dankbares Interesse schuldig bin."

Der alte Salomon horchte auf.

„Einer Person?" fragte er gespannt. „Ich will geben dieses Geld auf der Stelle, wenn ich erfahren darf den Namen dieser Person!"

„Es hindert mich nichts, Ihnen den Namen zu nennen. Sie ist eine Freundin von mir, deren freundschaftliche Neigung mir manche Stunde des Leichtsinns durch eine meinen Geist bildende Unterhaltung erspart hat. Es ist die Baronin Julie von Grimmer. Sie selbst kennen sie, denn ich hatte Gelegenheit, Ihre Tochter in der Wohnung der Baronin zu sehen."

„Meine Tochter in der Wohnung der Baronin!" rief Salomon aufspringend, als habe ihn ein Insect gestochen. „Meine Tochter, die niemals verläßt das Haus! Gott der Barmherzigkeit, betrügt mich mein einziges Kind! Hat mir doch Rahel gesagt, sie habe durch unsre Aufwärterin zufällig Nachricht erhalten von dieser Verhaftung!"

„Beruhigen Sie sich, Herr Salomon!" fuhr Gerhard fort, indem er mit tiefem Ernst die Hand auf den Arm des empörten Alten legte. „Ihre Tochter ist eine Freundin dieser Dame; ich selbst sah, mit welcher Anhänglichkeit sie um das Schicksal der Unglücklichen besorgt war; sie verdient also Verzeihung,

wenn sie wirklich gegen ein väterliches Gebot verstoßen. Sprechen wir mit Ruhe über unser Thema."

Salomon inponirte die Würde, mit welcher Gerhard zum ersten Male zu ihm sprach; er selbst sah ein, daß es hier am klügsten, den beleidigten Vater nicht zu zeigen. Vor sich hin brummend ließ er sich von Gerhard wieder auf seinen Stuhl ziehen.

„Sie haben Recht, Herr Baron! Rahel ist ein gutes, folgsames Kind; ich selbst war Schuld daran, daß sie mit dieser Baronin bekannt wurde; ich selbst war Schuld, Rahel kann nicht dafür ..."

„Und die Summe, Herr Salomon?"

Dieser setzte sich eilig in die Geschäfts-Verfassung zurück, da es sich um Geld handelte. Er wiegte den Kopf und nickte endlich beifällig.

„Soll gezahlt werden auf der Stelle, ... auf der Stelle!" wiederholte er, indem er wieder mit den Händen auf dem Beinkleid zu rutschen begann. „Ich kenne die Baronin, wie ich Ihnen habe gesagt, und sie soll frei werden, gewiß soll sie das! Sie muß frei werden, denn ich kann mir denken, wer sie hat lassen verhaften, und sie soll frei sein um dieses Menschen willen! Es wird jetzt kommen Alles zu Tage und deßhalb muß sie sein auf freien Füßen ..."

Salomon wurde hier unterbrochen, denn er hörte die Schelle der Hausthür, und während er aufhorchte, trat derselbe Agent ein, in dessen kleinem Comtoir wir ihn schon einmal sahen. Zu Salomon's Erstaunen verrieth aber der Mann eine sonderbare Aufregung, er war athemlos und als er Gerhard

erblickte, gab er Salomon hastig ein Zeichen, daß er ihn zu sprechen wünsche.

„Schreiben Sie mir hier auf dieses Papier, was Sie mir haben zu sagen, Herr Aron!" rief Salomon, indem er seinem Handlanger einen Zettel und eine Feder vorlegte. „Ich habe zu besprechen mit dem Herrn Baron hier wichtige Dinge, die nicht dürfen werden unterbrochen und aufgeschoben."

Mit derselben Hast griff der Agent nach dem Papier und kritzelte einige Zeilen auf dasselbe, während Salomon ihm anfangs neugierig, dann erschreckend über die Achsel schaute.

„Gott, Abraham!" rief er unvorsichtig, während er sich mit der Hand über den kahlen Schädel fuhr. „Was ist's für eine Welt! Will man mich auch verhaften! Will man halten eine Haussuchung bei mir, der ich gethan habe niemals etwas Böses! . . . Verhaften . . . wegen . . . wegen . . .!"

Salomon vermochte nicht das Wort „Wucher", das er auf dem Papier las, über seine Lippen zu bringen, dennoch war er leichenblaß im Gesicht und sank fast bewußtlos auf den Stuhl.

„Die ganze Stadt wird verhaftet!" keuchte er vor sich hin. „Ueberall Verhaftung! . . . Haussuchung bei mir, dem ehrlichen Salomon — diese Schande! Will ich doch sterben, wenn ich jemals habe genommen mehr als . . ."

Hier fiel ihm ein Gedanke ein, der ihn vom Stuhl aufschnellte.

„Ich weiß doch, wem ich werde zu verdanken haben die Schande!" rief er aus, ohne sich um seine Gäste zu kümmern. „Aber es soll ihm nicht gelingen, es soll kommen Alles vor den Richter, vor die ganze Welt, die soll zeigen auf ihn mit den

Fingern! Hab' ich's doch geschworen, daß ich mich will rächen an ihm, und ich will halten meinen Schwur, so wahr ich will dastehen vor den Leuten wie ein ehrlicher Mann!"

Wieder sank der Alte ermattet, zerschmettert durch den Gedanken an die Schande, welche sein Haus bedrohte, auf den Stuhl zurück. Schonend trat der Agent an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wollen Sie verlieren den Muth, Salomon, wo die Gefahr vielleicht schon näher ist als wir glauben? War ich nicht froh als ich zur rechten Zeit bekam Wind von der Sache, um noch hierher zu eilen und Sie zu warnen, und jetzt soll Alles sein vergebens?"

„Nein, nein! Nichts soll sein vergebens!" rief Salomon aufspringend und mit den Händen um sich schlagend. „Dieser junge Mann . . . der junge Herr Baron", verbesserte er sich, „soll haben das Geld, um frei zu machen das Weib! Sogleich soll er es haben!" wiederholte er zu seinem Pult stürzend und eine Anzahl Banknoten hervorholend, die er Gerhard in die Hand preßte. „Gehen Sie sogleich, Herr von Dörenberg," fuhr er athemlos fort, „machen Sie frei das Weib, aber führen Sie sie nicht in ihre Wohnung, damit schlechte Menschen nicht können sogleich legen die Hand wieder an sie. Führen Sie das Weib zu einem Mann, dessen Namen und Wohnung ich Ihnen will aufschreiben; Sie werden dort auch treffen meine Tochter Rahel, die ich zuerst muß bringen in Sicherheit, damit sie nicht auch legen die Hand an mein armes Kind!"

Salomon trat, während kalter Angstschweiß auf seiner Stirn perlte, wieder an das Pult, schrieb mit vor Zittern fliegender

Hand die Adresse, reichte Gerhard auch diese und schob ihn zur Thür.

„Eilen Sie, Herr Baron, damit man Sie nicht findet hier, denn Niemand soll glauben, daß ich stehe im Complot mit Ihnen!“ rief er athemlos. „Sie werden mich wiedersehen, Herr Baron, denn man wird nicht krümmen ein einziges Haar dem armen Salomon! Ich werde beweisen, daß Alles ist eine scheußliche Kabale von einem Mann, den ich werde bringen auf's Schaffot, wo er schon lange hätte stehen müssen! ... Fort, fort! Lassen Sie mich allein, ehe sie kommen!“

Damit schob er Gerhard, der von Allem, was er hier gehört und gesehen, ganz verwirrt war, zur Thür hinaus.

Auf der Straße angelangt, mußte der junge Mann seine Gedanken erst ordnen. Die letzten Aeußerungen Salomon's hatten ihm einen Schauder durch die Glieder gejagt; aufgeregt wie er war combinirte er unwillkürlich Salomon's Worte mit dem, was schon seit acht Tagen ihn in Angst und Unruhe erhielt, und sich selbst unbewußt, wohin er seine Schritte lenke, entfernte er sich von Salomon's Hause.

Dieser hatte kaum die Thür hinter Gerhard geschlossen und verriegelt, als er sein Pult wieder aufriß. In fieberhafter Eile suchte er aus allen Fächern eine Anzahl von Papieren zusammen, schlug sie in ein Couvert, versiegelte sie und überreichte sie seinem Geschäftsfreund.

„Aron“, sagte er, „Sie wissen am besten, daß die Ehrlichkeit immer ist gewesen das oberste Prinzip aller meiner Handlungen, aber man will mich ruiniren und ich habe es zu thun mit einem Gegner, der mir selbst aus meiner Ehrlichkeit ein Verbrechen

zu machen versteht. Sie, Aron, sind der Mann, dem ich hier Alles übergebe, meine wichtigsten Papiere, mein Leben! Ich kenne Sie seit dreißig Jahren; wie Sie waren mein treuster Genosse in guten Tagen, werden Sie es sein in schlimmen Zeiten, die über mich sollen hereinbrechen. Nehmen Sie dies Packet und bewahren Sie es mir treu, bis ich es fordere zurück. Ich werde jetzt gehen und riegeln zu die Hausthür, denn ich habe noch zu sprechen Manches mit meinem armen Kind, das ich auch gebe in Ihren Schutz und das ich schicken werde in Ihr Haus, wenn man kommt, um mich zu führen in's Gefängniß. Gehen Sie jetzt über den Hof; hier ist der Schlüssel, den Sie behalten an sich; man könnte Ihnen begegnen auf der Straße und auch fassen Verdacht gegen Sie. Gehen Sie jetzt, Aron; bleiben Sie mein treuer Freund, wie Sie es waren immer, denn man wird mir nichts können anhaben und wir sehen uns wieder. Leben Sie wohl, Aron, ich muß hinauf zu meinem Kinde, daß ich muß vorbereiten auf das Schlimmste!"

Aron steckte das Packet zu sich, versicherte Salomon seiner Treue und Aufopferung und entfernte sich über den Hof.

Salomon eilte inzwischen zur Hausthür, schob den schweren Riegel vor, der nur während der letzten Wochen, wo Salomon mehr Besuch empfing als sonst, nicht auch bei Tage das Haus sperrte, und stand dann lauschend und sinnend einige Minuten auf dem dunklen Flur.

„Weiß ich doch, wer geführt hat den Streich gegen mich; aber er soll einsehen, was er gethan hat für einen dummen Streich! Wenn ich wieder sein werde auf freien Füßen, will ich Aron belohnen wie ein König, weil er mir gebracht hat diese

Nachricht! . . . Haussuchung will man halten," setzte er mit höhnischem Lachen hinzu, „Haussuchung nach was? . . . Nach dem Aktenstück, das ich habe zu spielen gewußt in meine Hände! Gewiß hat er erfahren, daß ich es habe und er hat gestempelt durch Geld die Creaturen der Polizei, daß sie beseitigen bei dieser Gelegenheit das schreckliche Buch. Aber Niemand soll es finden bei mir und Niemand wird finden bei mir ein Schnitzelchen, das mir könnte werden zum Verderben. Soll man doch aufstehen viel früher, wenn man will fangen einen alten erfahrenen Fuchs wie den Salomon!"

Noch einmal lauschte er an der Hausthür. Als sich nichts auf der stillen Gasse regte, schlich er zur Treppe und trat in das Wohnzimmer, in welchem die arme Rahel, ein trauriger Vogel im Käfig, wieder ihrem Gedanken nachhing.

Mit ihrer stillen Liebe für Gerhard im Herzen war das sonst blühende Mädchen von Tag zu Tag bleicher und stiller geworden. Sonst hatte sie mit Julie von ihm plaudern können, aber auch diese einzige Zerstreuung war ihr genommen, seit man ihr die Freundin geraubt. Sonst hatte sie sich wohl mit der Hoffnung getröstest, daß auch Gerhard etwas für sie fühlen werde, denn sie war ja schön, sie war reich, wenn sie auch des alten Juden Salomon Kind war; aber seit Gerhard ihr in Juliens Wohnung so kalt und gleichgültig gegenüber gestanden und er ihre Blicke, ihre Verlegenheit nicht hatte verstehen wollen, seitdem war etwas in ihr gebrochen — die Hoffnung, die ja selbst über das größte Herzweh hinweg führt. Gewiß, er liebte Julie, obgleich diese es niemals hatte zugeben wollen, und sie, die unglückliche Rahel, die doch schöner und jünger war als jene,

sie saß allein und verlassen mit ihrer Leidenschaft im Herzen, die seit jener traurigen Erfahrung nur noch an Heftigkeit gewonnen und sie jede Nacht ihr Kissen mit Thränen feuchten ließ.

Als sich plötzlich die Thür öffnete um eine Zeit, wo sie stets ungestört zu sein pflegte, schrak Rahel aus ihren Träumen auf. Ihre Gedanken waren so ganz bei dem schönen und allgemein beliebten jungen Mann gewesen, daß sie ihn selbst herein treten zu sehen glaubte.

Leichenblaß wandte sie das Antlitz zur Thür. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie den Vater gewahrte. Nur mit sich selbst beschäftigt sah sie seine verstörte Miene nicht und versteckte die Thräne, die in ihrem Auge schwamm, indem sie den Blick zu Boden senkte. Der Vater, auch mit sich selbst beschäftigt, bemerkte seinerseits nicht, wie diese Thräne langsam den Weg über Rahel's Wange fand.

Ohne auf die Tochter zu achten trat Salomon an den eisernen Geldschrank in der Ecke des Zimmers, nahm ein langes versiegeltes Packet heraus, legte einige Papiere zusammen, ordnete die Werthpapiere, welche der Schrank enthielt, überblickte sie noch einmal schnell und wandte sich dann an Rahel.

„Rahel, mein Kind," begann er feierlich, nachdem er tief Athem geholt, „es droht unserm Hause ein Unglück!"

Gleichgültig, als habe sie des Vaters Worte gar nicht gehört, blickte Rahel auf.

„Es droht unserem Hause ein Unglück, Rahel," wiederholte Salomon, „ein Unglück, das mir böse Menschen be-

reitet! Man kann kommen in jeder Minute, um zu verhaften Deinen Vater ..."

Ein Angstlaut Rahel's verrieth, daß sie jetzt verstanden. In sprachloser Angst starrte sie den Alten an.

„Dich verhaften, Vater!" schrie sie auf, während ihre Hand erschreckt zur Brust fuhr.

„Sei unbesorgt, mein Kind; es wird mir geschehen gar nichts, wenn wir sind vorsichtig. Aron hat mir gebracht soeben die Hiobspost und ich habe bei Seite gebracht Alles, was mir kann werden gefährlich. Wenn die Leute kommen, um zu durchsuchen mein Haus, sollen sie finden nichts als was gereichen kann zur Ehre einem rechtschaffenen Geschäftsmann ... Du, Rahel, wirst gehen in Aron's Haus und bleiben dort, bis ich frei bin; vorher aber wirst Du nehmen dieses Packet und bringen es zu einem Mann, dessen Namen und Wohnung ich Dir habe aufgeschrieben hier. Dieses Packet wirst Du geben dem Mann und ihm sagen, er solle es treu bewahren bis ich werde frei und komme, es abzuholen, denn durch mich und dieses Packet soll er wieder werden glücklich, wie ich es ihm habe versprochen, als ich ihn gesehen habe sitzen an der Landstraße. Das sagst Du zu ihm, Rahel, und dann gehst Du zu Aron. Dieses andere kleine Päckchen wirst Du treu bewahren bei Dir, denn es enthält die Schuldscheine des jungen Baron von Dörenberg, durch die ich werde sein Herr von all dem großen Besitzthum, das er soeben hat geerbt von seiner Tante. Der junge Baron ist ein Verschwender, ich habe ihm geborgt viel, sehr viel Geld, die Hälfte von meinem Vermögen und dadurch bin ich Herr des seinigen. Bewahre ge-

treu die Scheine, Rahel, denn sie enthalten Alles, was gehört Dir. Aron habe ich gegeben in Verwahrung nur diejenigen Papiere, die ihn können compromittiren selbst, weil sie betreffen Geschäfte, die gegangen sind durch seine Hand. Ich will mich nicht verlassen auf fremde Menschen, die mich können verrathen und mir setzen die Pistole auf die Brust, Du aber bist mein Kind und wirst genau befolgen, was ich Dir habe gesagt ..."

Ein Geräusch auf der Straße unterbrach ihn hier; die alte Angst kehrte zurück.

„Eile Dich, Rahel," fuhr er fort. „Du mußt schnell verlassen das Haus, damit wir haben in Sicherheit die Papiere. Aron hat den einen Schlüssel zur Thür des Hofes, hier hast Du den andern. Geh, mein Kind, verbirg die Papiere, die ich gegeben habe in Deine Hand, damit sie nicht gehen verloren; sag' dem Mann, zu dem Du gehen wirst, es hange sein ganzes Glück von diesem Packet ab, wenn er es nicht anrühre ehe ich komme, um es in seiner Gegenwart zu öffnen und ihn glücklich zu machen ... Gott schütze Dich, mein Kind, so lange bis Dein armer Vater wieder zu Dir kehrt!" schloß er mit Salbung, indem er Rahel umarmte und einen Kuß auf die bleiche Stirn des Mädchens drückte.

Rahel ihrerseits bedurfte einiger Minuten, um sich zu fassen und Alles, was ihr der Vater gesagt, in ihrem Gedächtniß zu ordnen. Der Name Dörenberg hatte sie electrisch berührt und unempfänglich gemacht für alles Uebrige, was ihr der Vater gesagt. Inzwischen aber wuchs die Besorgniß des letzteren plötzlich so schnell, da jedes Geräusch auf der Straße ihn zusammen schrecken ließ; er rannte zum Fenster, um hinaus

zu schauen, kehrte zu Rahel zurück, um sie noch einmal in seine Arme zu schließen, fuhr sich mit den Händen über den Kopf, steckte ihr die Papiere in die Hand, entriß sie ihr wieder, um sich zu überzeugen, ob das Packet auch gut versiegelt, gab ihr Alles zurück und stellte sich händeringend vor sie hin.

„Rahel, mein einziges Kind," rief er mit bebender Stimme, „wirst Du nicht gehorchen den Bitten Deines unglücklichen Vaters! Sie können hier sein jeden Augenblick und sie werden mir abnehmen was mir das Heiligste ist und was ich Dir anvertraut habe, weil ich damit erreichen will große und wichtige Zwecke sobald ich wieder bin frei! ... Rahel, eile ehe es zu spät ist! Wir sehen uns ja wieder in einigen Tagen und wir werden uns nie wieder trennen und Du sollst werden die Herrin und Besitzerin der großen Güter, nach denen ich gestrebt und gelebt drei Jahre hindurch. Rahel, wir werden sein noch einmal so reich als wir es gewesen, wenn Du nicht länger müßig dastehst, während die Gefahr mit jeder Secunde näher rückt! ... Rahel, mein Kind, soll ich werden irre an Dir, soll ich verzweifeln im Gefängniß über mein eigenes Fleisch und Blut?"

Die Verzweiflung hatte dem Alten dicke Schweißperlen auf die Stirn getrieben, seine stechenden Augen waren tiefer in ihre Höhlen zurück gesunken, während seine Blicke wild umher irrlichterten; ein Fieber der Angst schüttelte seinen Körper der Art, daß seine Hände flogen.

Rahel liebte den Vater, sein Zustand ließ sie endlich die Wirklichkeit begreifen, denn Salomon, das wußte sie, erschrak vor keiner Gefahr dieser Art, wenn sie nicht eine bedenkliche

war. Eine Thränenfluth ergoß sich aus ihren großen dunklen Augen, schluchzend warf sie sich an des Vaters Brust.

„Getrennt sein soll ich von Dir, Vater!" rief sie kaum verständlich. „Ich soll allein sein unter fremden Menschen und zittern Tag und Nacht um Dich! Nimm mich mit Dir, Vater; sie sollen auch mich mit sich schleppen, ich will ihnen sagen, daß Du unschuldig bist, daß nur böse Menschen Dich verläumden konnten! Ich will sein wo Du bist, mein Vater, will Dein Gefängniß theilen, Dich trösten und stützen, wenn Du traurig bist!"

Salomon, anfangs gerührt durch die aufopfernde Liebe seines Kindes, ward endlich doch unwillig und machte sich aus den ihn fest umschlingenden Armen des Mädchens los.

„Bist Du meine vernünftige Rahel?" fragte er vorwurfsvoll, indem er ihr Kinn hob und ihr in's Auge zu blicken suchte. „Hab' ich Dir nicht gesagt, sie können hier sein jeden Augenblick, und siehst Du nicht, daß ich zusammen nehmen muß all meine Besonnenheit, um zu Schanden zu machen das elende Complot, das sie gegen mich geschmiedet? . . . Sei stark, meine Tochter, wie ich es bin! Bedenke, daß wir nur wenige Tage getrennt sein werden, wenn Du pünktlich und gewissenhaft befolgst was ich Dir habe aufgetragen! . . . Also Muth, mein Kind, diese wenigen Tage werden vorüber gehen, und dann . . ."

Salomon unterbrach sich hier selbst durch einen Schreckenslaut, denn er hörte unten laut und ungeduldig an der Hausschelle ziehen.

„Fort, Rahel, sie sind es!" flüsterte er, indem er dem

Mädchen den Sommermantel über die Schulter warf. „Verbirg die Papiere sorgfältig; hier ist der Schlüssel zur Hinterpforte; eile, damit man Dich nicht überrascht, denn es ist zu erwarten, daß sie auch die Pforte besetzen werden! . . . Geh zu Aron, er weiß von Allem, und vergiß nicht, was ich Dir habe aufgetragen!“

Salomon drückte noch einmal einen langen und herzlichen Kuß auf die Stirn des Mädchens und schob sie dann zur Thür hinaus. Rahel war keines Wortes mächtig. Während Salomon ihr folgte und durch lautes Auftreten ihre flüchtigen Schritte unhörbar zu machen suchte, flog sie mit zitternden Knien die Treppe hinab, über den Hof und verschwand in dem engen, zur Hinterpforte führenden Gäßchen.

„Gott sei gelobt, es ist Alles in Ordnung! Mögen sie suchen, mögen sie jetzt mich mit sich nehmen; Sami Salomon wird vor der Welt rein dastehen und alle die Lästerzungen, die ihm Böses nachgesagt, werden verstummen! Ich will ihnen jetzt öffnen die Thür; sie sollen mich sehr überrascht sehen durch ihren Besuch und der Schurke, der Kammerherr, dem ich das Alles verdanke, soll proklamirt sehen seine eigene Schande durch die Briefe, die man wird finden unter meinen Papieren.“

Salomon, nachdem er noch einen Blick auf die Hofthür geworfen und berechnet hatte, daß Rahel bereits die hintere Straße erreicht haben müsse, schob den Riegel zurück und sah zwei Männer in Civil vor sich stehen, von denen der eine ihm als Beamter der Criminal-Polizei wohl bekannt war.

Mit anerkennenswerthem Talent spielte Salomon den Erstaunten über diesen Besuch, beugte sich mit gleißnerischer

Höflichkeit vor dem Beamten und trat in den Flur zurück. Schweigend schritt er voran zu seinem kleinen Comtoir, ließ hier die beiden Gäste eintreten und blickte den ersten Beamten an, als wolle er fragen, was ihm diese Ehre bereite.

„Herr Salomon," begann dieser, „ich bedaure die Angelegenheit, welche mich zu Ihnen führt, und versichere Sie, daß sie mir nicht minder unangenehm als Ihnen. Sie sind eines Vergehens dringend verdächtig, über das Ihnen Mittheilung zu machen nicht in meiner Befugniß liegt. Ich habe den Auftrag, Ihre Papiere, so wie Ihr Haus zu durchsuchen; erleichtern Sie mir diese unangenehme Nothwendigkeit und sein Sie überzeugt, daß ich Ihnen dies durch die möglichste Schonung zu danken bereit bin."

Salomon spielte abermals den Ueberraschten, kein Zug in seinem Antlitz aber verrieth ein peinliches Gefühl, noch weniger irgend welche Angst.

„Herr Criminal-Commissarius," antwortete er mit schleichender Unterwürfigkeit, „Sie sehen mich im höchsten Grade überrascht, denn mein Gewissen wirft mir nicht vor das geringste Unrecht, das ich hätte begangen gegen irgend einen meiner Mitmenschen. Unsre Gesetze sind gerecht und unsre Beamten wissen zu üben die Gewalt, welche diese Gesetze in ihre Hand gegeben, mit Würde und Menschlichkeit. Es schmerzt mich tief, sehr tief, daß ich gerathen konnte in solchen Verdacht, der Schmach und Schande wirft auf mein schlichtes Haus; aber wer reines Herzens ist beugt sich vor dem, was ist über ihn verhängt, und richtet sich auf durch die Genugthuung, welche ihm die Anerkennung und Bestätigung seiner

Unschuld gewährt. Es giebt schlechte Menschen genug, denen ich habe erwiesen Wohlthaten, was sie verzeihen niemals, aber ich konnte ihnen ja nicht sehen in's Herz. Thun Sie Ihre Pflicht, Herr Beamter, und kümmern Sie sich nicht um das, was dabei vorgeht in dem armen geschmähten und verläumdeten Salomon, der schon geerntet hat des Undanks so viel, daß er stets gefaßt ist auf Böses von den Menschen, denen er hat geholfen ... Ich bitte Sie, Herr Beamter, thun Sie Ihre Pflicht," wiederholte er unterwürfig, als der letztere, verwundert über die Ruhe des Alten, ihn scharf und fragend anblickte. „Kümmern Sie sich nicht um den alten Salomon; hier sind die Schlüssel zum ganzen Hause, das nichts enthält, was ich der Behörde zu verbergen Ursach hätte!"

Schweigend schritten die beiden Beamten zur Durchsuchung des Pultes und der Schränke. Salomon, der sie scharf beobachtete, glaubte sehr bald heraus zu erkennen, daß ihre Aufmerksamkeit einem besonderen Gegenstand galt, nach welchem sie merkbar aber umsonst forschten. Aron hatte ihm gesagt, man habe ihn wegen Wuchers in Verdacht; wenn das der Fall, warum gingen die Beamten so gleichgültig über alle die Briefe, Reverse, Verträge und was sonst sein Comtoir enthielt, hinweg? Warum galt dieser Besuch nicht hauptsächlich der Beschlagnahme seiner Geschäftsbücher? Salomon war gewiegt genug, aus dem ganzen Verfahren einen gewissen, durchaus nicht gegen die Führung und den Charakter seiner Geschäfte gerichteten Zweck zu erkennen, und rieb sich heimlich die Hände, als er die Beamten so unbefriedigt über das Resultat ihrer Nachsuchung sah. Als diese im Comtoir beendet,

keins seiner Handlungsbücher in Beschlag genommen war und der erste Beamte die Absicht aussprach, Salomon's Privatwohnung zu durchsuchen, wußte dieser vollends, woran er war. Ein hämisches Lächeln spielte um seine Züge; überzeugte er sich doch jetzt, daß der Verhaftungsbefehl nur ein ganz eventueller, von dem Resultate der Haussuchung abhängiger sei. Salomon's altes Sicherheitsgefühl regte sich wieder, triumphirend schritt er voran, die Treppe hinauf, erschloß hier den eisernen Geldschrank, wies dann auf seine kleine Registratur hin und warf sich gemächlich in den Sessel, um den fruchtlosen Bemühungen der Beamten zuzuschauen.

Zwei Stunden währte im Ganzen die Durchsuchung des Hauses, das bis zum Giebel, bis in die kleinsten und verborgensten Ecken durchstöbert wurde. Ein Hohngelächter schallte den Beamten aus dem dunklen Hausflur nach, als diese das Haus verlassen und Salomon hinter ihnen den Riegel wieder vorgeschoben hatte.

„Einen Fuchs zu fangen müßt Ihr aufstehen viel früher!“ rief er in sein Comtoir zurück eilend. „Konnte ich hegen noch den geringsten Zweifel, so weiß ich jetzt, daß diese Schändung und Durchsuchung meines Hauses nur gerichtet war auf das Actenstück, das dieser Schurke nicht anders in seine Hände zu bekommen hat geglaubt! ... Verflucht will ich sein, verflucht und elend soll sein mein einziges Kind, und was ich zusammen gescharrt durch fünfzig Jahre soll verschwinden wie der Staub vor dem Winde, wenn ich zaudre noch eine Stunde, ihm zu brechen das Genick, ihn zu liefern dahin, wohin er hat bringen wollen mich! ... Ich will schließen mein

Geschäft für immer, denn ich bin alt und habe gesorgt und gearbeitet genug, um zu legen jetzt in Ruhe die Hände in meinen Schooß. Nur ein Geschäft noch will ich nehmen in diese Hände, um mir zu verschaffen Genugthuung, und dann will ich tragen langsam und still dieses Haupt zu Grabe, dem es sich schon neigt entgegen seit Jahren. Salomon's letztes Geschäft! soll man sagen, wenn ich ihn habe vernichtet, wie ich es ihm habe geschworen, und wenn es mir ist gelungen, will ich ein edler, ein hochherziger Mann sein und geben zurück dem jungen Baron seine Schuldscheine gegen andre, die er vorher soll durchlesen ganz genau, denn ich habe gesehen, er ist zwar ein leichtsinniger, ein sehr leichtsinniger, aber ein braver Mensch, und er soll sich überzeugen, daß der alte Salomon kein Wucherer ist, wie die bösen Menschen ihm nachsagen!"

Sami Salomon, stolz auf den Glanz, mit welchem er aus dieser Affaire hervorgegangen, nicht minder stolz auf die hochherzigen Vorsätze, welche er soeben gefaßt, verschloß und verriegelte Alles mit der größten Sorgfalt, griff dann nach seinem Hut und seinem Krückstock und verließ das Haus, um zunächst seinen Handlanger Aron von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

VII.

Die Todten stehen auf.

Hedwig Naumann, die wir verließen, als sie mit der unglücklichen Rose von dem Besuche ihres liderlichen Vaters zurückkehrte, hatte inzwischen traurige Tage verlebt.

Rose, das arme Kind, hatte so lange die Tage und Nächte hindurch gearbeitet, um die brutalen Ansprüche ihres Vater zu erfüllen, hatte so lange heimlich ihre Arbeit mit Thränen genetzt, so lange sich die äußersten Entbehrungen auferlegt, nur um ihre Kindespflicht zu erfüllen, bis ihre Kräfte erschöpft waren. Schwächlich von Natur, war sie durch all ihren Kummer und das Uebermaß der Anstrengung in einen nervösen Zustand gerathen, der die höchste Schonung nothwendig machte. Die Scene, welche sie im Hause ihres Vaters, einem von der Polizei streng überwachten Asyl für Vagabonden und Verbrecher, erlebte, die Seelenangst, mit welcher sie das Haus betrat, hatte ihr schon krankes Nervensystem der Art erschüttert, daß sie noch in derselben Nacht, als Hedwig sie zu Bette gebracht, in ein heftiges Fieber verfiel. Als am andern Morgen der Arzt gerufen wurde, erklärte dieser, es sei eine Gehirn-Entzündung zu befürchten, und kaum waren einige Tage verstrichen, als diese sich wirklich einstellte.

Rose lag Tag und Nacht in den wildesten Fieber-Phantasien. Hedwig, die nicht von ihrem Bette wich, ihre eigenen

Studien vergaß und sich nur der Pflege der armen Freundin widmete, Hedwig vergaß auch ihre heitere Laune; ihr blaues Auge füllte sich mit Thränen, wenn es auf dem abgezehrten Antlitz der Unglücklichen ruhte, und als endlich der Arzt an ihrer Rettung verzweifelte, weil das arme Mädchen so an Kräften erschöpft, daß die jugendliche Natur der Verwüstung der Krankheit keinen Widerstand zu bieten vermochte, war auch der letzte Rest von Hedwig's Frohsinn verschwunden. Sie selbst ward bleich und still, ihre sonst so frischen Wangen zeigten eine krankhafte Blässe und vergebens waren alle Zureden, sich selbst zu schonen.

Es waren bald acht Tage verstrichen; die Krise nahte, die Hoffnung floh jedoch mit jeder Stunde weiter.

Eines Abends, als Rose in einen kurzen Schlummer versunken war, saß Hedwig, das bleiche Lockenköpfchen in die Hand gestützt, trauernd am Fenster; Thränen standen ihr in den Augen. So im ersten Sonnenschein ihres Daseins sollte diese arme Rose schon verblühen, sie, die von des Lebens Freuden bisher kaum einen Schimmer gesehen und in edler, aber übertriebener kindlicher Aufopferung sich selbst vernichtet hatte!

Der Arzt hatte Hedwig vor einer Stunde, als er ging, auf das Schlimmste vorbereitet. Wenn Rose starb, war Hedwig wieder ganz allein. War das arme Mädchen mit dem trauernden Herzen auch nie im Stande gewesen, ihre Heiterkeit zu theilen, so hatte Rose's bleiches Antlitz doch so oft gelächelt über die tollen Einfälle, welche Hedwig's stets lustigem Köpfchen entsprudelten, und wie oft, wenn Rose wieder das bleiche Antlitz auf ihre Arbeit gesenkt und emsig bis in die Nacht hinein gestichelt,

um noch einige Groschen in der Nacht zu verdienen, war Hedwig ihr an den Hals gesprungen, hatte ihr die Arbeit entrissen und gerufen: „Richte dich auf, du kleine Trauerweide!" und dann wieder war sie an's Piano geeilt und hatte die lustigsten Melodien gespielt, um Rose zu erheitern, daß die ganze Einwohnerschaft des Hauses aus dem Schlafe aufgeschreckt ward.

Und jetzt sollte Rose nicht mehr unter Thränen lächeln, sie sollte hinüber gehen, wo es keinen Schmerz, keinen Kummer mehr gab. Hedwig sollte allein bleiben!

Dieser Gedanke war dem kleinen heiteren Wesen unerträglich. Rose und sie waren trotz der Verschiedenheit ihrer Temperamente neben einander gefesselt wie Licht und Schatten.

Plötzlich glaubte Hedwig auf der Treppe ein ungewöhnliches Geräusch zu vernehmen. Sie horchte auf. Vor wenigen Minuten hatte sie einen Wagen auf der Straße gehört, dem sie keine Aufmerksamkeit geschenkt; sollte irgend ein unerwarteter Besuch . . .?

Hedwig warf einen besorgten Blick in das Kabinet, in welchem die Kranke schlief. Das Geräusch kam näher; sie erhob sich und schlich auf den Fußspitzen nach dem Kabinet, um sich zu überzeugen, ob Rose auch nicht geweckt werde.

Eben ruhte ihr Auge noch mit zärtlicher Besorgniß auf dem abgezehrten Antlitz, das schon halb verklärt erschien, als die Thür des Zimmers sich öffnete und die Wirthin in derselben erschien.

Mit einem stummen Wink rief diese Hedwig herbei. Ebenso leise und behutsam eilte Hedwig auf den Zehen zur Thür, hier aber entschlüpfte, trotz ihrer Vorsicht, ein Laut der freudigsten Ueberraschung ihren Lippen, denn vor ihr stand, ge-

stützt auf seine Krücken, der Vater, der in seiner Schwäche verlangend seine Arme nach ihr ausstreckte, während er von einem fremden Mann gestützt wurde.

Hedwig's Ueberraschung war so groß, daß sie ihren Sinnen nicht traute; die ganze Lebhaftigkeit ihres Empfindens machte sich aber wieder geltend bei diesem Anblick.

„Mein Vater! Ist's wahr! Ist's möglich!" rief sie auf den Flur stürzend und ihn umarmend. Und erst als der Vater sie in seine Arme schloß, als er ihre Stirn, ihre Lippen mit Küssen bedeckte und in namenloser Freude ausrief: „Mein Kind, meine Hedwig, ich habe Dich wieder!" erst da wagte auch sie an die Wirklichkeit zu glauben und vor Freude schluchzend umschlang auch sie den geliebten Vater.

Auf Naumann, der sich seit einem Jahre, wie wir wissen, in Sehnsucht nach seinem Kinde verzehrte, hatte das Bewußtsein, Hedwig wieder sehen zu dürfen, nicht mehr von seinem einzigen geliebten Kinde getrennt zu werden, eine neu belebende Wirkung geübt. War auch die Lähmung seiner Glieder dieselbe, so hatte sein Gemüth sich doch wieder aufgerichtet, neuer Lebensmuth erfüllte ihn und aus seinem Auge leuchtete ein Freudenstrahl, so feurig und jugendlich, wie er vor langen Jahren diesem Auge eigen gewesen, als dasselbe sich noch seiner Triumphe bewußt war.

Lange währte es, ehe Hedwig sich in ihrer Freude zu fassen vermochte. Unterstützt von ihrer Wirthin führte sie den Vater in das Zimmer, sie bestürmte ihn mit Liebkosungen und Fragen, jauchzte vor Wonne, als sie vernahm, daß sie nicht wieder von ihm getrennt werden solle, und erst das aus dem

Kabinet dringende Wimmern erinnerte sie an ihre unglückliche Freundin, die sie in ihrer Seligkeit ganz vergessen hatte.

Wie glücklich war sie gegen die arme Rose! Sie, die sie so oft in trüben Stunden den Himmel gebeten, sie dereinst mit ihrem armen Vater wieder zu vereinen, schloß ihn jetzt in ihre Arme, während Rose's unnatürlicher Vater sich selbst jetzt nicht um sein unglückliches Kind bekümmerte! Schon dreimal hatte sie einen Boten in jenes unheimliche Haus gesandt, um dem würdigen Fromm sagen zu lassen, seine Tochter liege auf dem Sterbebette und verlange ihn noch einmal zu sehen. Der alte Fromm aber war niemals anzutreffen, und auch die Botschaft, welche man im Hause irgend einem vielleicht ebenso unzuverlässigen Individuum zur Bestellung zurückgelassen, hatte ihn nicht an das Sterbebette des unglücklichen Kindes geführt. Rose rief vergebens nach ihrem Vater, um dessen willen sie ja so früh dahin welkte, und vergebens suchte man immer neue Vorwände, verhieß man ihr das Erscheinen des Vaters von einem Tage zum andern, der Unmensch kam nicht, um seiner Tochter Lebewohl zu sagen, ihr das Scheiden zu erleichtern.

Hedwig's Vater lebte von Neuem wieder auf unter der Pflege seiner Tochter, auf deren Bitten ihn in demselben Hause ein freundliches Zimmer eingeräumt wurde. Hedwig theilte fortan ihre Sorgfalt zwischen dem Vater und der Freundin. Trotz der Muthlosigkeit des Arztes überwand die letztere dennoch die Krise, ihre wilden Phantasien schwiegen, sie ward ruhiger, aber der Gehirn-Entzündung folgte eine gänzliche Entkräftung und trotz allen stärkenden Mitteln schien die unglückliche Rose sich von Tag zu Tag einer gänzlichen Auflösung zu nähern.

Zu Hedwig's Erstaunen erhielt Naumann schon am nächsten Tage den Besuch eines fremden Mannes, welchen er ihr sorgfältig zu verbergen bemüht war. Als sie, nachdem der Mann fort war, zu ihm trat, fand sie den Vater zerstreut und aufgeregt. Noch mehr befremdete es sie, als sie am folgenden Tage von der Wirthin hörte, es habe soeben eine sehr schöne junge Dame nach Herrn Naumann gefragt, die jetzt in seinem Zimmer sei und ihm wie es scheine etwas überbracht habe.

Unwillkürlich erinnerte dies Hedwig an den geheimnißvollen Zusammenhang ihres Vater mit dieser Stadt und gewissen Persönlichkeiten, der ihr nie hatte klar werden können. Hatte nicht ihr Vater eine so unüberwindliche Abneigung gegen seine Rückkehr hieher gezeigt, und was war es gewesen, das diese Abneigung endlich doch überwunden hatte?

Indeß Hedwig's Erstaunen sollte noch größer werden. Neugierig wie sie war, stand sie wie festgebannt auf dem Hausflur, seit sie gehört, daß der Vater den Besuch einer Dame erhalten habe. Unschlüssig, ob sie es wagen sollte, an der Thür zu lauschen, noch kämpfend mit ihrem Respect für die Geheimnisse des Vaters, hörte sie plötzlich Tritte auf der unteren Treppe, ja sie glaubte sogar eine Stimme zu erkennen, die sie freudig erschrecken machte. Schon zog sie sich hinter den Vorsprung der Treppe zurück; sie wäre in ihr Zimmer geeilt, aber sie wagte es nicht; verwirrt, ohne zu wissen, wie sie sich verhalten solle, schmiegte sie sich in dem halbdunkeln Flur an die Mauer.

Inzwischen näherten sich die Tritte. Hedwig sah zwei Gestalten auf dem Flur erscheinen, deren Gesichter, beleuchtet

durch das Flurfenster, vor welchem sie standen, ihr bekannt waren.

„Gerhard!" rief sie flüsternd. „Er ist's wirklich! . . . Und dieselbe Dame, die ich einmal neben ihm auf der Promenade sah! . . . Großer Gott, was kann er hier wollen!"

Während auch die Beiden einen Augenblick unschlüssig da standen und einige halblaute Worte sprachen, faßte sich Hedwig ein Herz und huschte aus der Ecke in ihr Zimmer. Hier stand sie ebenso rathlos. Ohne Zweifel galt ihr der Besuch. Gerhard war von ihr zu verschiedenen Malen abgewiesen worden, er wußte, daß sie seinen Besuch mißbilligte; was führte ihn dennoch wieder hierher, und in Begleitung dieser Dame, in deren Gegenwart sie, als sie dieselbe nur ein einziges Mal flüchtig gesehen, ein so — sie wußte selbst nicht ob unheimliches, jedenfalls aber sonderbares Gefühl überfallen hatte.

Sollte sie jetzt das Zimmer von innen verschließen, um ihm den Eintritt zu wehren, der doch, wie er wußte, ihm versagt war? ... Aber er kam ja in Begleitung dieser Dame! Was wollte sie bei ihr, und was wollten Beide zusammen hier?

Noch stand Hedwig unschlüssig da, die Hand auf das Schloß der Thür gelegt, als stark an diese gepocht wurde. Erschreckt fuhr das Mädchen zurück und mit bleichem Antlitz stand sie da, als die Thür sich öffnete und die große, imponirende Dame herein trat, hinter ihr Gerhard, dessen Antlitz heute auch nicht mehr jenen übermüthigen Ausdruck hatte, vielmehr etwas Feierliches zeigte, das ihn seltsam kleidete.

Die Dame, eben eingetreten, verneigte sich vor Hedwig

nicht ohne einige Verlegenheit und mit außerordentlicher Freundlichkeit; ihr Antlitz war bleich, man sah es ihr an, daß es sie Mühe kostete, ein Lächeln auf dieses Antlitz zu rufen. Fragend starrte Hedwig bald sie, bald Gerhard an.

Dieser trat indeß mit seiner gesellschaftlichen Gewandtheit sofort in den Vordergrund und näherte sich Hedwig mit bittendem und bescheidenem Blick.

„Fräulein Hedwig," begann er, „ich weiß, daß diese Schwelle meinem Fuß auf's strengste untersagt ist; zürnen Sie also nicht, wenn ich einem Verbote zuwider handle, das mir heilig ist, das ich aber heute verletzen mußte. Mein Erscheinen hier gilt nicht Ihnen, wie sehr mich auch mein Herz stets hieher zog; zu meinem Erstaunen erfuhr ich heute Morgen, daß Ihr verehrter Vater hier ist, der mich als Knaben auf dem Gute meiner seligen Tante stets gern hatte, oder vielmehr, ich vermuthete, daß er hier sei, da mir heute Morgen der Auftrag wurde, eine Dame zu ihm zu führen, die ich seinem Schutze zu übergeben den Auftrag habe; ich mußte das vermuthen, als ich seinen Namen neben einer Adresse las, die mir unvergeßlich in's Herz gegraben ist; Sie begreifen also, daß ich Ihren Zorn nicht verdiene, wenn ich gegen Ihr Verbot handelte. Was mich hieher führte, ist der aufrichtige Wunsch, nützlich zu sein, wo es in meinen Kräften steht."

Gerhard's Worte waren keineswegs geeignet, Hedwig's Erstaunen zu mindern. Diese Dame in den Schutz ihres Vaters zu führen hatte er den Auftrag? In welchem Zusammenhange konnte ihr Vater mit derselben stehen, er, der

seit langen Jahren in gar keinem Zusammenhange mit der Welt gestanden?

Während Hedwig noch nach einer Antwort suchte, die ihr durch die Verlegenheit sehr schwer gemacht wurde, hörte sie das ihr bekannte Geräusch von des Vaters beiden Krücken auf dem Hausflur, dicht vor ihrer Thür; fast in demselben Augenblick öffnete sich diese und der Vater stand vor ihr, neben ihm Rahel, Salomon's Töchterlein, die soeben den ihr vom Vater übergebenen Auftrag gewissenhaft ausgeführt hatte.

Verwundert blieb Naumann, auf seine Krücken gestützt, stehen, als er seine sonst stets einsame Tochter in Gesellschaft zweier Personen sah. Rahel's Auge irrte inzwischen von Gerhard zu Hedwig und wieder zurück; ein Gefühl wie Eifersucht bemächtigte sich ihrer und wiederum erschrak sie freudig, als sie die Baronin Julie erkannte. Gern wäre sie auf diese zugeeilt, gern hätte sie dieselbe in ihre Arme geschlossen, aber die Rücksicht gegen den unglücklichen Naumann und eine gewisse Zurückhaltung, welche ihr die Anwesenheit des blonden jungen Mädchens einflößte, hielt sie zurück.

Gerhard war es auch jetzt wieder, der den Bann der Verlegenheit brach, indem er, Naumann erkennend, diesem entgegen eilte.

„Ich bin's ja, Ihr ungezogener Gerhard!“ rief er, indem er Naumann's Hand ergriff, während dieser auf seine Krücken gelehnt dastand. „Kennen Sie denn Ihren alten Freund nicht mehr, der soeben erst zu seiner Freude von Ihrem Hiersein gehört hat?“

Ein gutmüthiges Lächeln überflog Naumann's Züge, als er den jungen Mann erkannte, der ihm oft genug vom Schlosse Zehneck allerlei Liebesgaben überbracht und mit Hedwig vor der Thür seiner Hütte gespielt hatte.

„Sein Sie mir willkommen, Herr Baron!“ rief er, den Druck der jugendlich kräftigen Hand erwiedernd so gut es seine Lähmung zuließ. „Wer konnte in einem so stattlichen Herrn auch den Knaben von damals erkennen! ... Aber ...“

Gerhard, der inzwischen Naumann behülflich war, die Schwelle zu überschreiten und ihn zu seinem Sessel zu führen, bemerkte zu seinem Erstaunen, wie Naumann's Blick dabei fortwährend und mit einem seltsamen Ausdruck auf der Baronin haftete. Während Rahel der schwerfälligen Bewegung Naumann's in's Zimmer folgte und auch Hedwig dem Vater behülflich war, vernahmen Alle plötzlich einen Schreckenslaut. Als Hedwig aufblickte, sah sie die fremde Dame wanken, sie sah ihr Antlitz leichenblaß, sah wie sie mit den Händen nach einem Gegenstand suchte, um sich aufrecht zu erhalten, und dabei zusammen zu brechen drohte.

Auch Gerhard, durch den Schreckenslaut aufmerksam gemacht und verwundert über Naumann's plötzliches Erstarren, blickte erst diesen, dann Julie an. Naumann's Antlitz hatte sich entfärbt, sein Auge haftete unverwandt auf der Baronin, als erblicke es ein Gespenst. Schnell gefaßt, überließ er Hedwig den Vater und sprang Julie zur Seite.

„Um des Himmels willen, was ist geschehen!“ rief er, indem er die halb Ohnmächtige zu einem Sessel führte und sie auf denselben niederließ.

„Sieghardt ... Sieghardt! ...“ ertönte es matt und halblaut von Juliens Lippen, während sie das Antlitz auf die Brust sinken ließ und es mit beiden Händen verhüllte.

Secunden verstrichen in peinlicher Stille. Naumann stand da und starrte Julie an, seine Glieder bebten, seine Hände erhoben sich zitternd, während Hedwig durch einen Blick Gerhard beschwor, ihr zu Hülfe zu kommen, um den Vater aufrecht zu erhalten.

„Sie ist's ... Mein Weib!“ rief endlich Naumann mit sichtbarem Entsetzen. „Die Todten stehen auf, um mir zu fluchen, um mich an Zeiten zu mahnen, die ...“

Und abermals heftete Naumann das Auge fest und durchdringend auf Julie, taumelte jedoch in Gerhard's Arm zurück, als diese sich plötzlich erhob, mit geisterbleichem Antlitz auf ihn zuwankte, vor ihm niedersank und seine Knie umklammerte.

Kein Laut kam über ihre Lippen, nur ein unterdrücktes Schluchzen unterbrach die Stille.

Hedwig stand inzwischen da wie eine Bildsäule. Diese Fremde die Gattin ihres Vaters, von der er niemals zu ihr gesprochen, wie oft sie auch nach ihrer Mutter gefragt! Und diese Mutter lag jetzt vor ihr, schluchzend zu den Füßen ihres Vaters ... Welch ein entsetzliches Geheimniß löste sich vor ihrem Auge, ohne ihr dennoch für den Moment eine wirkliche Lösung zu geben!

Naumann gelang es inzwischen, einige Fassung zu gewinnen. Zitternd in seiner körperlichen Unsicherheit beugte er sich zu der Wiedergefundenen hinab und suchte seine Knie aus ihrer Umarmung zu befreien.

„Steh' auf, Julie!" rief er mit versöhnender, bittender Stimme; „nicht Dir ziemt es, vor mir zu knien! Ich ... ich bin der Schuldige, ich bin es, der Dir abzubitten hat für Das, was er im lange bereuten Leichtsinn gegen Dich fehlte! .. Steh' auf; laß uns vergessen, was hinter uns liegt und kann ich Dir einen Ersatz bieten für Alles, was Du vielleicht erlitten, sieh hier Dein Kind, Julie, das ich fand, als ich vergebens nach Dir suchte, das ich zur Jungfrau erzogen und das ich jetzt in Deine Arme lege!"

Julie, als sie von ihrem Kinde sprechen hörte, zuckte zusammen, sie erhob das bleiche Antlitz, das feuchte Auge, sie starrte Hedwig lange und forschend an. Dann erhob sie sich hastig und umschlang die noch immer versteinerte Hedwig mit einer Heftigkeit, einer Gluth, in welcher ebenso viel Reue über ihre Vernachlässigung des heiligsten Pflichtgefühls des Weibes, der Mutterliebe, wie andrerseits innigste Freude über dieses Wiederfinden lag. Dann wieder ließ sie Hedwig aus ihren Armen, erfaßte ihre Hände, schaute ihr mit namenloser, stolzer Freude in's Antlitz, preßte sie abermals an ihre Brust und konnte sich nicht satt sehen an den frischen, jugendlichen Zügen des Mädchens.

„Friedrich," sagte sie, zu Naumann sich zurück wendend, „laß uns vergessen, was geschehen! Wir Beide sind schuldig und mir am wenigsten geziemt es, wieder wach zu rufen, was uns eine Vergangenheit trübte, in welcher wir Beide aus Mangel an gegenseitigem Verständniß fehlten. Dein heißes Blut, das Dich einst ruhelos machte, hat sich abgekühlt; was ich damals nicht begriff, ich verstehe es jetzt, die Ruhelosigkeit,

welche Dir den häuslichen Heerd zum Gefängniß machte! Der Himmel wollte es nicht, daß ich Dich finden sollte, als ich Dich suchend umherzog, um freudig alle Mühseligkeiten mit Dir zu theilen, um Dir als Deine Magd zur Seite zu sein, Dir den Weg zu ebnen, Dir die Dornen von demselben zu lesen, denn ich liebte Dich, Friedrich, ich liebte Dich mit einer Wahrheit, einer Hingebung, wie noch kein Weib geliebt. Du warst mein Ideal, der Inbegriff meines Denkens und Sinnens, meiner Phantasie, meiner Träume! Aber es kam eine Zeit, eine Zeit, an die ich mit Entsetzen zurückdenke; mein Ideal brach zusammen, mein Herz blutete aus einer Wunde, die nur durch Vergessen geschlossen werden konnte, die Verzweiflung, die Noth kam hinzu und ..."

Julie verhüllte ihr Antlitz. Die Gegenwart der Zeugen, namentlich des Mädchens verbot ihr jedes fernere Geständniß. Das sonst so stolze, imponirende Weib stand in reumüthiger, zerknirschter Haltung da, denn das Wiedersehen des so lange verlorenen Gatten rief ihr den ganzen Umfang der eignen Schuld in's Gedächtniß, während der traurige Zustand, in welchem sie ihren Gatten wiedersehen mußte, ihn in ihren Augen gegen jeden Vorwurf schützte.

„Ich glaubte Dich todt, Friedrich!" fuhr sie nach einer Pause fort. „Was ich an Schuld auf mich lud, war eine Folge der Verzweiflung, des Verlassenseins; ich wußte selbst nicht mehr, was ich that, ich wußte nur, daß ich den Schmerz betäuben müsse, der in mir tobte. Ich vergaß auch mein Kind, denn ich mußte es vergessen, weil seine Züge mir stets Dein Bild wieder vor Augen geführt hätten, und dieses

Bild würde mir täglich, stündlich ein Vorwurf gewesen sein ... Vergieb mir, was ich als Mutter an Dir gesündigt," setzte sie hinzu, indem sie Hedwig die Hand reichte, „und Du, Friedrich," fuhr sie wieder zu Naumann gewendet fort, „sei fortab mir ein Freund, denn die Bande, die uns einst an einander fesselten, sind zerrissen und nicht wieder zu knüpfen. Laß uns als Freunde fortab bei einander sein, gestatte mir, Dich mit all der Liebe zu umgeben, welche Dir eine treue aufopfernde Freundin spenden kann, und danke mir die Liebe durch gleiche Freundschaft ... Willst Du, Friedrich?" schloß sie in einem Ton, der aus dem Innersten des Herzens herauf drang.

Naumann erfaßte die ihm dargereichte Hand und preßte sie an seine Lippen.

„Was aus Deinen Worten aus der Vergangenheit noch herüber klingt, was Du gefehlt haben magst, Julie, darf ich nicht richten, denn ich allein war es, der Dich in's Unglück stieß. Du hast mich errathen, Du selbst hast es ausgesprochen, was ich als einzige Entschuldigung für mein Vergehen anzuführen vermöchte. Rast- und ruhelos wie ich damals war, unfähig, an einer häuslichen Existenz, an einem stillen Familienglück Genüge zu finden, ward mir der häusliche Heerd zur Galeere. Der Gedanke, an das Haus gefesselt zu sein, ward mir mit jedem Tage unerträglicher und stieß mich in Zerstreuungen hinein, in welchen ich mein besseres Selbst verlor. Ich lernte den Werth Deines Herzens verkennen, ich ward durch die Außenwelt Dir täglich mehr entfremdet; falsche Freunde, die meine Eitelkeit fortwährend zu stacheln suchten und meinem Talente Weihrauch spendeten, weil sie sahen, daß ich die

Früchte desselben mit ihnen vergeudete, ließen mir in Stunden der Nüchternheit in der stillen Häuslichkeit einen vorwurfsvollen Mahner erwachen, dessen Stimme mich erschreckte und immer wieder hinaus jagte, wenn ich wirklich einmal zu Dir zurückkehrte. Als nun gar mein Wohlthäter starb und mich zum Erben seines Vermögens machte, verschwieg ich Dir dies Glück, denn die Ausschweifung hatte mich bereits mit Schulden überhäuft, der Zufall hatte mich mit einem Manne bekannt gemacht, der mir mit großen Summen geholfen und sich dafür enorme Procente hatte verschreiben lassen. Ich entledigte mich seiner und verschwendete den übrigen bedeutenderen Theil des mir zugefallenen Vermögens, das ich Dir verheimlichte, weil ich selbst einen stummen Vorwurf von Dir nicht hätte ertragen können. Als auch dies Vermögen dahin, war ich gänzlich verloren für Dich. Mangel und Krankheit zerstörten meinen Geist und meine Gesundheit. Noch einmal gelang es mir, mich aufzuraffen; mein bischen Talent, das wieder erwachte Vertrauen zu meiner Kunst galvanisirte mich noch einmal. Ich kehrte hieher zurück; aber mich meiner begangenen Thorheiten schämend, die ehemaligen Freunde meidend, denen ich meinen Untergang verdankt hatte, trat ich unter andrem Namen, unter meinem jetzigen Namen Naumann auf. Ich fand Gönner, Verehrer; noch einmal trug mich das Glück auf Händen, aber wiederum mißbrauchte ich es. Ich fand keine Ruhe, der Gedanke an Dich, die ich hier einst hülflos zurück gelassen, die ich vergebens suchte, ließ mir keinen Frieden. Dem Zufall dankte ich es, daß ich wenigstens unser Kind fand. Ich nahm mir vor, an ihm hundertfach gut zu machen was ich an der Mutter

gesündigt; ich war glücklich und unglücklich, wenn ich unsrem Kinde in's Antlitz schaute, denn trug es auch unverkennbar meine Züge, so war es doch immer eine Mahnung an meine Frevel, an meinen Leichtsinn. Hedwig, die Liebe für mein Kind, so hoffte ich, sollte mir endlich die Ruhe einflößen, nach der ich vergeblich bisher gerungen; ich nahm mir vor, meine unselige Zerfahrenheit nieder zu kämpfen, ein geregeltes Leben zu führen, für die Zukunft unseres Kindes zu arbeiten und glücklich zu sein in der schwachen Hoffnung, dereinst auch mit Dir wieder vereint zu werden ... Da aber" (Naumann's Antlitz umdüsterte sich, seine Stimme ward matter) „da packte mich inmitten meiner besten Vorsätze wiederum der alte Dämon, er schleuderte mich noch einmal in den Strudel des Leichtsinns und zernichtet, zerschmettert an Leib und Seele, verachtet von Denen, die es wohl mit mir gemeint, die von meiner Kunst noch Großes erhofft, fand ich mich eines Tages von der Brandung an den Strand gespült. Zu meinen Füßen lag weinend und meine Knie umschlingend mein armes Kind, das ich vernachlässigt und vergessen hatte ... Bei seinem Anblick that ich den feierlichsten Schwur, fortab die Bahn der Pflicht, der Ehre nicht wieder zu verlassen, eine Welt zu meiden, deren Gefahren mich schon zweimal hatten straucheln lassen. Aber dieser Schwur, ich gestehe es offen, er ward nicht geleistet von einem Mann, der überhaupt noch physische oder moralische Kraft besaß; ich war ein Wrack; das alte Uebel, das mich bereits früher in Paris an den Rand des Grabes gebracht, es brach mit größerer Vehemenz in mir aus; ich fühlte mich kaum stark genug, die Hand meines Kindes zu ergreifen, ja meine eigene Hand war

nicht einmal kräftig genug, um den Bettelstab zu führen ... Da trat ein alter Freund, derselbe, der später Hedwig's Lehrer ward, zu mir in meiner Hülf- und Hoffnungslosigkeit. Er, der stets die größten Hoffnungen auf mein Talent gesetzt, verzichtete mit Thränen in den Augen auf diese Hoffnungen; er bot mir seine Unterstützung an und als ich ihm mein Herz ausschüttete, als ich ihm gestand, daß ich nur zu gut fühle, wie mein Arm nicht mehr die Kraft habe, meine Kunst zu üben, mein Kopf zu leidend sei, um meine Kunst zu denken, als ich ihn beschwor, mir ein Asyl zu suchen, in welchem ich, fern von der Welt, ungesehen, unbeachtet mein armes Kind erziehen und mein Leben beschließen könne, da war auch er mit Hülfe bereit und er verschaffte mir dieses Asyl auf dem Gute einer Dame, die mich seit Jahren mit Wohlthaten überhäuft und diese später auch auf unsre Hedwig übertrug ... Dies, Julie," schloß Naumann das Haupt senkend, „ist der kurze Abriß meines traurigen, verscherzten, vergeudeten Daseins, das so reich, so glücklich hätte sein können, wenn ich es verstanden hätte, wenn nicht der Dämon der Unruhe, der Planlosigkeit, der Zerfahrenheit mich immer wieder gepackt und auf Irrwege gelenkt, sobald ich wirklich ein ernsthaftes Ziel in's Auge gefaßt hatte. Ich war eine jener zum Elend prädestinirten Künstler-Naturen, die keine der Bedingungen des Glückes in sich tragen, die das bürgerliche Leben, die Freuden der Häuslichkeit nie verstehen, nie würdigen lernen und wenn sie wirklich einmal am Himmel der Kunst geleuchtet, dieses Himmels unwürdig herabfallen und verschwinden — Niemand weiß, was aus ihnen geworden. Verzeih mir, Julie, daß ich an Dir das Ver-

brechen beging, Dein Leben an eine Natur zu fesseln, die Dich nothwendig unglücklich machen mußte. Meine einzige Entschuldigung ist meine Liebe zu Dir; ich mußte Dich damals besitzen; daß ich Dich mir nicht zu erhalten vermochte, daß ich Dich verließ, Julie, Du findest die Lösung dieses widernatürlichen Räthsels in den Bekenntnissen, die ich hier in Gegenwart unsres Kindes als Anklage gegen mich selbst abgelegt; denn Hedwig, die niemals ihre Mutter gekannt, soll wissen, daß nicht diese Mutter, sondern ich, ich selbst die Schuld an unsrer Trennung zu tragen habe; Hedwig sollte in diesem feierlichen Augenblick unsres Wiedersehens, in dem Augenblick, wo sie ihre Mutter fand, von mir die Antwort auf manche stumme Frage erhalten, die ich in dem Auge des theuren Kindes so oft gelesen!"

Als Naumann schwieg, warf sich Hedwig an seine Brust und umklammerte ihn mit Herzlichkeit.

„Mein Vater, mein theurer Vater!" rief sie überglücklich. „Führe nicht länger diese Sprache in einer Stunde, wo ich mir zum ersten Male sagen darf: Du hast eine Mutter! Du hast eine Freundin, die Dich verstehen, die Dich lieben wird!"

Und aus Naumann's Armen warf sich das Mädchen in die der Mutter, als wolle sie das Band sein, daß diese Beiden auf's Innigste wieder vereinen solle.

Gerhard, der so lange stummer und gerührter Zeuge dieser Scene gewesen, sah, was Hedwig in ihrer Herzensfreude nicht bemerkt hatte, daß Naumann, tief ergriffen von der Gewalt dieses Augenblicks, nicht mehr im Stande war, sich aufrecht zu erhalten. Als Naumann und Julie noch einen Hände-

druck gewechselt, zum ersten Male seit lange sich versöhnt an einander geschlossen hatten, führte er den ersteren zu einem Sessel, überließ ihn Juliens Sorgfalt und trat dann zu Hedwig.

„Mein Fräulein," begann er mit gutmüthigem Lächeln, „ich habe mich mit stillem Schmerz Ihrer Zurückweisung gefügt, als ich in der Eigenschaft Ihres Kindheitsgespielen mich Ihnen wieder zu nähern suchte. Vielleicht, ja sehr wahrscheinlich hatten Sie Recht, als Sie den Gerhard, der ich noch vor acht Tagen war, von Ihrer Schwelle wiesen, denn ich gestehe selbst, dieser junge Mann hatte nichts als Thorheiten und übermüthiges Zeug in seinem Kopf. Der Gerhard, welcher heute vor Ihnen steht, ist ein ganz andrer, ein plötzlich vernünftig, ganz entsetzlich vernünftig gewordener Mensch, der mit seiner Uniform auch sein altes Wesen abgelegt hat. Mit der Aufrichtigkeit, welche diesem neuen Gerhard geziemt, gestehe ich Ihnen allerdings, daß ich keine Ahnung davon hatte, welche theure Person ich hieher führte, als mir der Auftrag wurde, die Frau Baronin hieher zu geleiten; nichts destoweniger zwingt mich jetzt ein Eigennutz, den ich früher niemals gekannt, von Ihnen, Fräulein Hedwig, ein ganz geringes Maß von Dankbarkeit für meinen Dienst zu begehren, und dieses besteht darin, daß Sie mich hinfort nicht wieder von sich weisen, daß Sie mir jetzt, wo Sie unter dem Schutze Ihrer Eltern stehen, gestatten, zuweilen diese Schwelle zu betreten und Ihnen zeigen zu dürfen, mit welcher Anhänglichkeit mein Herz noch für meine einstige kleine Spielgefährtin schlägt. Ich gestehe Ihnen auch, Fräulein Hedwig, daß ich mich jetzt entsetzlich verwaist fühle; seit ich mit einer Welt gebrochen, die für mich keinerlei

Interesse mehr bietet, ist es mir noch nicht gelungen, mich in eine andre Welt hinein zu finden; ich lebe wie eine Fledermaus in der Dämmerung, und dürft' ich hoffen, daß Sie mir Glauben schenken, so würde ich das offne Bekenntniß wagen: gerade der stete Gedanke an Sie war es, der mir jene Welt herz- und gemüthlosen Leichtsinns zum Ekel machte, der mich aus einer Sphäre hinaus jagte, die ich thöricht genug war, bisher als mein Lebenselement zu betrachten. Ihnen also, Fräulein Hedwig, unsrem Wiedersehen hab' ich es zu danken, daß ich ein vernünftiger Mensch geworden, daß gerade der Augenblick im Leben, der den höchsten Ernst, die höchste Besonnenheit und Reife des Verstandes von mir fordert, mich in einer Verfassung gefunden, in welcher ich wenigstens einiges Vertrauen gegen mich selbst hegen darf. Compensiren wir daher den Dank, Fräulein Hedwig, den wir gegenseitig von einander zu fordern haben, durch die Erneuerung des Freundschaftsbandes, das einst in harmloseren Zeiten uns so glücklich machte, und können Sie ..."

Gerhard hatte des Mädchens Hand ergriffen. Hedwig fühlte einen heißen Druck der seinigen bei den letzten Worten, der ihr das Blut in die Wangen trieb. Sich aus ihrer momentanen Befangenheit losreißend und fühlend, daß es nothwendig, durch ihre Laune einigen Humor in den Ernst der Situation zu bringen, riß sie sich ohne eine Antwort von Gerhard los und sprang zu ihrem Vater.

„Väterchen!" rief sie vor ihm und der neben ihm sitzenden Mutter niederknieend, deren Hände sich fest umschlungen hielten, während ihre Blicke sprachen, was ihr Mund verschwieg,

„denk' Dir, Väterchen, Herr von Dörenberg erzählt mir soeben, er sei ein ernster, vernünftiger Mann geworden! Soll ich ihm glauben oder nicht?"

In diesem Augenblick drang Rosa's matte Stimme aus dem Kabinet. Hedwig hörte, daß die Kranke ihren Namen rief.

„Gott verzeih mir, ich habe über meinem Glück ganz die arme Freundin vergessen!"

Mit diesen Worten drückte Hedwig einen Kuß auf die Hand der Mutter, bat sie durch einen Blick um Verzeihung dafür, daß eine heilige Pflicht sie von ihrer Seite rufe und wollte eben auf den Fußspitzen in's Kabinet eilen, als eine Person ohne anzupochen in die Thür trat, deren Anblick Hedwig erschrecken ließ.

Es war ein massiv gebauter Mann in Arbeiterkleidung, der biedre Herr Fromm, der mit vom Alkohol geröthetem Gesicht sich präsentirte.

Keiner der Anwesenden bemerkte, wie Rahel diese Gelegenheit benutzte, um hinter Fromm's breiter Gestalt zur Thür hinaus zu schlüpfen. Die Arme hatte bisher von Allen unbeachtet dagestanden; als sie aber sah, wie Gerhard zu Hedwig trat, wie er ihre Hand erfaßte und in der seinigen drückte, wie sein Auge mit unverkennbarer Innigkeit auf dem blonden Mädchen ruhte, da füllten sich die schwarzen Augen Rahel's mit Thränen; sie wandte sich ab, schlich tiefer in den Hintergrund und benutzte endlich die Gelegenheit, ungesehen das Zimmer zu verlassen, dessen Boden ihr unter den Füßen glühte. Kaum wissend, wie sie auf die Straße kam, den Blick zu Boden gesenkt, das Herz voll Gram, floh sie, ohne

sich selbst bewußt zu sein, wohin; sie sah auch nicht die beiden Männer, die scheu und vorsichtig zurückblickend von der andern Seite auf dasselbe Haus zuschritten, welches sie eben verlassen.

„Entschuldigen Sie, Mamsell," begann Fromm inzwischen die Mütze vom Kopfe ziehend und sich an Hedwig wendend, „man sagt mir, ich solle zu meiner Tochter kommen, weil sie krank sei. Ich bin hier doch recht?"

Kein schreienderer Mißton hätte in die friedliche Stimmung sich mischen können, als die rohe Stimme dieses Arbeiters. Hedwig trat scheu vor ihm zurück, als sie ihn wieder erkannte.

„Ah, Sie sind es!" antwortete sie beklommen. „Ja, die arme Rosa hat viel nach Ihnen gefragt, Herr Fromm; es steht sehr schlimm mit ihr; treten Sie nur leise auf und um des Himmels willen, sein Sie sanft und gütig gegen sie!"

„Na, ich hab' ihr doch nie was zu Leide gethan?" war die barsche Antwort Fromm's, während er Hedwig's Wink folgte und ihr nach in das Kabinet trat.

Ein matter Freudenschrei verrieth, was die unglückliche Rosa empfand, als sie ihres Vaters ansichtig ward.

„Er ist's! Mein Vater, mein guter, theurer Vater!" rief die Kranke, während sie sich mühselig aufrichtete und ein Lächeln der Verklärung über das schon von der Hand des Todes gestempelte, ganz abgezehrte Antlitz flog. Ueberglücklich streckte sie ihm die magern Hände entgegen, an welchen die Narben der Arbeit während der Krankheit verschwunden waren, ergriff seinen Arm, zog ihn zu sich auf den Bettrand und bedeckte seine derbe, schwielige Hand mit Küssen.

Fromm ließ das anfangs geschehen, man sah's aber, wie

lästig ihm diese Beweise der Kindesliebe waren. Mit innerer Empörung blickte Hedwig ihn an, während er verlegen zu Boden schaute.

„O mein guter Vater!“ rief die Kranke, „wenn Du wüßtest, wie ich mich Tag und Nacht gesehnt habe, Dich noch einmal zu sehen! Wie danke ich dem Himmel, daß er mir noch diese Freude gönnte! ... Nicht wahr, mein Vater, Du zürnst Deiner armen Rosa nicht? Es ist ja nicht meine Schuld, daß ich so unthätig hier liege, daß ich nicht arbeiten, Dir nicht behülflich sein kann! Wenn Du wüßtest, wie sehr es mich immer schmerzte, so müßig hier zu liegen! ... Aber wenn ich wieder das Bett verlasse, Vater, dann sollst Du sehen, wie ich Alles nachholen werde! Bis nach Mitternacht will ich arbeiten ... Für Dich, Vater, glaube mir, nur für Dich ... Aber ...“

Ein tiefer Seufzer erstickte ihre Stimme, ohnmächtig sank sie auf das Kissen zurück, während ihre Hand sich krampfhaft an die des Vaters klammerte.

„Ich fürchte, Vater ... ich fürchte ... es ist zu spät,“ hauchte sie todesmatt. „Es ist gewiß vorbei, ich fühle es!“ setzte sie noch leiser hinzu, während die andre Hand nach dem Herzen fuhr, das schon zu brechen drohte. „Meine letzten Kräfte schwinden, mein Herz thut so weh, der Schmerz hier in der Brust ... Oh ...!“

„Rosa schloß das Auge; Fromm empfand einen heftigen Druck ihrer Hand, der Schmerz durchzuckte das arme Wesen der Art, daß sich ihr Körper hob und dann wieder mit einem Aechzen zurück sank.

Fromm saß da, wie eine massive Bildsäule, ohne sein Auge vom Boden loszureißen, während sein Kind sich im Todeskampfe wand.

Hedwig, welche das Beisammensein von Vater und Kind nicht hatte stören wollen und glücklich in dem Gedanken war, daß Rosa's einziger heißer Wunsch noch in Erfüllung gegangen, trat eben in das Zimmer zurück, als sich abermals die Thür öffnete und zwei neue Gestalten herein traten. Es schien, als solle das sonst so stille Gemach heute der Sammelpunkt der seltsamsten Erscheinungen werden.

Ein Laut der Ueberraschung entfuhr zugleich Naumann's und Juliens Munde, denn der erstere erkannte den alten Salomon, die andre sah in der hinter diesem eintretenden hohen und gebückten Gestalt den unglücklichen Vater, den sie nach dem flüchtigen Wiederfinden in dem Polizei-Gewahrsam nicht mehr gesehen hatte.

Während Julie vom Sessel aufsprang und dem Vater entgegen eilte, stand der alte Salomon einen Augenblick unschlüssig da, bis er Naumann erkannte und sah, wie dieser sich bemühte, sich im Sessel aufzurichten, aber betroffen wieder zurück sank, als er Julie in einen Freudenruf ausbrechen hörte.

„Mein Vater! Mein armer, unglücklicher Vater! .... Friedrich," setzte sie hinzu, indem sie sich halb zu Naumann zurück wandte, „was ich Dir mitzutheilen noch nicht vermochte, Du siehst es hier lebendig vor Dir, meinen wieder gefundenen Vater, den ich seit meiner Kindheit vermißte!"

Naumann warf einen scharfen, forschenden Blick auf den Baron von Grimmer; ihm war's, als erinnerten ihn die ver-

witterten Züge dieses Mannes an ein Antlitz, das er vor Jahren oft und gern gesehen, und doch wußte er sich mit seinem Gedächtniß nicht abzufinden. Mit einem flehenden Blick bat er den in seiner Nähe stehenden Gerhard, ihm beim Aufstehen behülflich zu sein.

Salomon, als er das Zimmer überschaut, war zur Thür zurückgekehrt und verschloß diese vorsichtig, nachdem er einen besorgten Blick auf den Hausflur geworfen. Dann näherte er sich Julie, die sich eben ihrer Freude über das Wiedersehen des Vaters hingeben wollte.

„Vorsicht!“ flüsterte er ihr zu. „Sie sehen, ich habe gehalten mein Wort und Ihren Vater gefunden. Er ist dem Polizeigefängniß entflohen, als man ihn bringen wollte in die Untersuchungshaft. Man verfolgt ihn sicherlich; ich fand ihn bei einem meiner Agenten, als ich suchte meine Tochter, ich hab' ihn heimlich in einem Wagen gebracht hieher, wo man ihn nicht wird finden, wenn wir sind auf der Hut!“

Erschreckt wandte sich Julie zum Vater zurück, als eben der alte Fromm aus dem Kabinet trat. Sein Blick fiel auf Grimmer, während er den Ausgang suchte.

„Mein verschwundener Schlafkamerad!“ brummte er vor sich hin und schnell überlegend, daß hier etwas zu erobern sei, da er seinen Kameraden in so anständiger Gesellschaft fand, trat er zu ihm.

„Freut mich, Euch wieder zu sehen!“ sagte er, indem er Grimmer die breite Hand auf die Schulter legte. „Ihr solltet aber jetzt was für mich thun, da ich Euch doch so bereitwillig ein Obdach gegeben! Meine Tochter ist eben da drüben

gestorben und ich weiß nicht, woher ich die Begräbnißkosten nehmen soll!"

Fromm sprach dies so laut und mit so derber Stimme, daß Alle im Zimmer über die Herzlosigkeit, mit welcher dieser Unmensch von dem Verscheiden dieses Kindes sprach, ein Schauder überlief. Hedwig stieß einen Schreckenslaut aus und eilte in's Kabinet.

„Rosa todt! Unmöglich!" rief sie, im Kabinet verschwindend.

Gerhard, obgleich dem inneren Zusammenhange und der Bedeutung aller der Scenen, deren Zeuge er hier ward, ziemlich fremd, fühlte doch die schreiende Dissonanz, welche das Erscheinen dieses Menschen hier verursachte, er sah, wie peinlich dieser Mensch allen Anwesenden war.

„Hier, lieber Freund," sagte er, ihm ein Goldstück reichend. „Wir kennen uns bereits! Ihr habt mir kürzlich einen Dienst geleistet, für den ich noch in Eurer Schuld bin. Geht! Wir sehen uns vielleicht noch einmal wieder!"

Fromm's rothes Gesicht leuchtete, als sein Auge auf das Goldstück fiel. Ohne ein Wort zu sagen, mit einer plumpen Verbeugung entfernte er sich, um das Geld sogleich — in's Wirthshaus zu tragen und im nächsten Augenblick den Tod seines armen Kindes zu vergessen.

Wir übergehen hier das Wiedererkennen zwischen Grimmer und Naumann, die sich in jener kleinen Residenz kannten, in welcher der damalige junge Virtuose Friedrich Sieghardt Julien begegnete. Der Anblick des letzteren war für den unnatürlichen Vater, der damals sein eignes Kind verleugnen konnte,

ein Stich in's Herz und der finstere Ausdruck, der für einige Momente verschwunden war, trat wieder auf sein Antlitz zurück.

Der Anblick Hedwig's, die mit Thränen in den Augen in's Zimmer zurückgekehrt war, das so warme Familienbild, welches sich dem mit der ganzen bürgerlichen Gesellschaft zerfallenen Grimmer hier darbot, war allerdings geeignet gewesen, die Kruste zu erweichen, die sich um sein von Haß und Menschenfeindlichkeit erfülltes Herz gelegt, aber die Zeit war für ihn gekommen, wo die Ueberzeugung, daß seine körperliche Unfähigkeit, sein Alter ihm nicht mehr gestatteten, seinen Leidenschaften zu fröhnen, ihn in einer Verbitterung, einer Verbissenheit erhielt, die es ihm unmöglich machte, ein Zeuge fremden Glückes zu sein. Wer ein ganzes Leben hindurch im Kriege mit der Gesellschaft, auf der Flucht vor den Pflichten gelebt, welche die Natur uns als heiligste Bande auferlegt, wer mit der schnödesten Herzlosigkeit selbst diejenigen verleugnet, die er an sein Dasein gekettet, denen er selbst das Dasein gegeben, wird selbst in der Liebe, in den Wohlthaten derer, gegen welche er gefehlt, nur etwas Feindliches erblicken und nie bereit sein, feurige Kohlen auf seinem Haupte sammeln zu lassen. Auch die Rührung, in welche ihn das unerwartete Wiederfinden seiner Tochter versetzte, war deshalb nur eine augenblickliche Aufwallung, die sich bald wieder mit Gewissensbissen verband, und in der mahnenden, vorwurfsvollen Stimme, die er in sich selbst hörte, sah er nur einen neuen Feind, der sich ihm gegenüber stellte. Grimmer war unfähig geworden, zu empfinden, die unveräußerlichsten Instincte des Menschen waren in ihm

längst erstickt, er glaubte nicht mehr daran, daß es Jemand mit ihm wohl meinen könne, und der warme Hauch der Versöhnung, der Liebe und Herzlichkeit, welcher ihn hier im Zimmer anwehte, vergiftete ihm die Atmosphäre. Dahinzu kam noch das Bewußtsein der persönlichen Unsicherheit, der Gedanke, daß er jeden Augenblick als entsprungener Verbrecher hier ergriffen und wieder in das Gefängniß zurück geschleppt werden könne, nachdem es ihm, wie schon oft, auch diesmal wieder gelungen, die Wachsamkeit seiner Kerkermeister zu täuschen.

Vergeblich waren daher die liebevollen Worte Juliens, deren ganzes Wesen heute eine Harmonie zeigte, welche ihr sonst fremd war; vergeblich war der Händedruck Naumann's, als dieser in ihm einen alten Freund begrüßte; Grimmer zuckte zusammen, als Hedwig, nachdem sie gehört, wer der Mann sei, der ihr vor Kurzem solche Furcht eingeflößt, zu ihm trat und ihm die Hand küßte. Grimmer's Blick war unstät und scheu; er vermied die Blicke seiner Angehörigen und heftete das Auge bald mißtrauisch auf Gerhard, der als stummer Zeuge dieser seltsamen Familienscene in der Fensternische lehnte und keine Ahnung davon hatte, daß dieser herabgekommene Mann sein Oheim sei, bald auf die Thür, als fürchte er, daß diese sich öffnen werde; bald wieder streifte dies Auge fragend und unzufrieden den alten Salomon, der sich schweigend in eine Ecke zurückgezogen, sich dort auf einen Stuhl niedergelassen und mit den Händen auf den Knien hin und her rutschend in wichtige Gedanken versunken zu sein schien.

Endlich erhob auch Salomon den Kopf wieder; er warf

aus seinen Luchsaugen einen Blick über die Gruppe, erhob sich und trat zu Naumann.

„Lieber Herr Naumann," begann er, „es ist wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich mein Wort zur Hälfte schon habe gehalten. Ich sagte Ihnen, ich wolle Sie machen glücklich, und wenn Sie haben bewahrt getreu was Ihnen meine Tochter hat übergeben in meinem Auftrag, so will ich auch vollenden, was ich habe übernommen ... Sie haben mir gezürnt, Herr Naumann, weil Sie sind getreten früher einmal in Geschäftsverbindung mit mir. Ich bin es gewohnt, daß diejenigen, denen ich habe geleistet meine Dienste, weil sie mich brauchten, mich verunglimpfen, mir nachsagen, ich sei ein Blutsauger, und nicht bedenken, daß ich doch stets nur wieder verlange von ihnen mein eignes Herzblut, das ich ihnen habe gegeben, weil ich hatte Vertrauen zu ihnen. Niemand ist bisher gewesen, der da hat gesagt: der arme Salomon, er giebt an Schurken und an ehrliche Leute und weil er nicht will werden ruinirt von den Schurken, läßt er sich zahlen von den Ehrlichen! ... Lassen wir das, Herr Naumann," fuhr er fort, als dieser ihn unterbrechen wollte, „ich weiß ja, was Sie wollen sagen! Sie sollen erfahren durch mich von einem großen Schurken, der mich hat betrogen um große Summen, mir hat gedroht, als ich haben wollte mein Geld, weil er ist geworden ein großer Herr, und endlich ausgeführt hat einen Streich gegen mich, der ihm aber nicht ist gelungen. Sie werden erfahren, wie der arme Salomon straft die Niederträchtigkeit eines Bösewichts und wie er verfährt gegen ehrliche Menschen. Sie werden dann rufen: ich beneide den armen Mann nicht,

weil er muß ringen und kämpfen um sein Eigenthum, das er anvertraut Guten und Schlechten, weil er nicht Jedem sehen kann in sein Herz! ... Jetzt hab' ich zu sprechen mit Ihnen insgeheim, Herr Naumann, mit Ihnen und dem Herrn von Grimmer! Der Herr von Dörenberg (hier warf er Gerhard einen freundlichen, wohlwollenden Blick zu) wird inzwischen unterhalten die Damen, bis Sie kommen zurück!"

Naumann erhob sich, von Salomon unterstützt, Grimmer sah in der Aufforderung Salomon's eine willkommene Gelegenheit, einer Situation zu entrinnen, deren Peinlichkeit ihm bereits unerträglich geworden. In dem verödeten Herzen dieses Mannes gab es keine Saite mehr, die zu irgend einem Accorde gepaßt hätte; das innige Aneinanderschließen der Seinigen, die Freude über das Wiedersehen, welche aus Aller Augen glänzte, ihre Zufriedenheit mit dem Schicksal verbitterte ihn nur noch mehr, ließ ihn nur um so empfindlicher fühlen, daß er zu jeder Theilnahme an fremder Freude, fremdem Schmerz unfähig geworden. Selbst in den liebevollen Blicken der Seinigen las er nur stummen Vorwurf, jede Annäherung derselben erschreckte ihn und wenn er sein trotz Salomon's Opfern so reduzirtes Kostüm betrachtete, so schämte er sich dessen, ohne gleichwohl das Bedürfniß nach einem besseren zu fühlen, denn dieses correspondirte mit seinem Innern, war gewissermaßen ein treuer Reflex desselben.

Mit ängstlicher Bereitwilligkeit nahm er daher Salomon's Wink auf und erhob sich. Vergebens suchte Julie einen Blick von ihm zu erhaschen, und mit Befremden folgte ihm Hedwig's Auge. Das eingeschüchterte Mädchen mußte sich gestehen, daß

sie jetzt eine fast noch größere Furcht vor diesem Manne empfand als an dem Abend, wo sie ihn zum ersten Male in so trauriger Umgebung sah; sie wagte nicht, dies der Mutter zu gestehen, sie lehnte traurig das blonde Köpfchen auf Juliens Schulter, während diese dem Vater nachschauend regungslos dasaß.

„Mutter," flüsterte Hedwig, „wenn Du wüßtest, wie es mich schmerzt, die arme Rosa verloren zu haben! Sie war mir eine so treue Freundin, die unglückliche Dulderin! Aber in demselben Augenblick, wo ich ihren Verlust beklage, danke ich dem Himmel, daß er mich nicht allein ließ und mir in Dir einen so kostbaren Ersatz gab ... Ach, Mutter, wie will ich Dich lieben, wie will ich nachholen, was mir die Vorsehung so lange versagte! ... Nicht wahr, auch Du kannst mich lieben, Du willst mich lieben? Ich will Dir gehorsam sein, will Dir Freude bereiten, aber Du mußt nachsichtig sein mit meinen Ungezogenheiten! ... Frag' nur den Herrn von Dörenberg, meinen Spielkameraden; er weiß am besten, was für ein ausgelassenes Kind ich bin! Wir Beide haben einst das ganze Dorf auf den Kopf gestellt, aber Herr von Dörenberg betheuerte mir vorhin, er sei vernünftig geworden, und ich will es fortab auch sein! ..."

Während Hedwig's letzten Worten war Gerhard leise hervor getreten. Hedwig's Antlitz ruhte noch auf der Schulter der Mutter, die liebevoll den Arm um ihren Nacken legte. Gerhard ergriff Hedwig's Hand und drückte einen Kuß auf dieselbe.

Verwundert schaute Hedwig auf, mit noch größerer Verwunderung sah sie Gerhard vor sich.

„Ich irrte mich, Mutter," sagte sie lächelnd und in einer Anwandlung ihrer angeborenen Lustigkeit. „Herr von Dörenberg ist noch ebenso unverständig, wie er sonst gewesen. Aber das schadet nichts, es soll mich nicht hindern, vernünftig zu werden!"

VIII.

Die Abrechnung.

Zwei Tage waren seitdem verstrichen, während welcher Gerhard und Hedwig gemeinschaftlich mit den nöthigen Vorbereitungen zur Bestattung der armen Rosa sich beschäftigten. Gerhard hatte es sich von Hedwig als eine besondere Vergünstigung erbeten, ihrer unglücklichen Freundin ein Begräbniß bereiten zu dürfen, würdig des edlen Herzens, das in kindlicher Liebe sich für einen unwürdigen Vater geopfert. Hedwig ihrerseits sah hierin einen Charakterzug, der ihrem sonst so windbeutlichen Kindheitsgespielen zur höchsten Ehre gereichte, und während Beide wetteiferten, die Leiche und den Sarg mit Blumen zu schmücken, schlang sich zwischen ihnen ein zartes Band nach dem andren.

Wenn Gerhard, sobald sie plaudernd bei einander saßen, die Erinnerung an tausend lustige und übermüthige Streiche, welche Beide als Kinder in Zehneck verübt, in Hedwig wach

rief, ward es ihm so leicht, dem harmlosen und freudebedürftigen Herzen des Mädchens sich zu nähern, und wenn er am Sarge der armen Rosa mit empfand, was Hedwig bewegte, wenn er sich ihr leise näherte und bald sogar die Kühnheit hatte, die Thräne hinweg zu küssen, welche zuweilen noch über Hedwig's Wange perlte, so stellte sich die letztere zwar anfangs sehr entrüstet, aber wie konnte sie einem jungen Manne zürnen, der in der That, seit sie ihn näher kennen lernte, das edelste Herz, die aufrichtigste Theilahme für fremden Schmerz an den Tag legte.

Auch der Vater und Julie schienen die Annäherung zwischen Beiden sehr gern zu sehen. Die letztere hatte Gerhard noch an demselben Abend über das enge, verwandtschaftliche Verhältniß aufgeklärt, welches den Namen Grimmer mit dem Hause Dörenberg verband. Seit Gerhard das Recht hatte, Hedwig sein Cousinchen zu nennen, setzte er auch zuweilen eine sehr ernste Miene auf, sprach von wichtigen Plänen, welche sich in seinem Kopfe wälzten seit er zum Herrn und Besitzer der großen Dörenberg'schen Güter geworden, und erklärte, sobald er in Zehneck der traurigen Pflicht genügt, seine Wohlthäterin zur Erde bestattet zu haben, werde er mit großen Ideen heraustreten.

An demselben Vormittage, an welchem Gerhard, ohne seinen Oheim wieder gesehen zu haben (denn vor seinem Anblick empfand er jetzt ein unüberwindliches Grauen), die Stadt verließ, um seiner Wohlthäterin die letzte Ehre zu erweisen und der Beisetzung der Leiche in der Familiengruft beizuwohnen, an demselben Morgen folgten Hedwig, Julie und

Naumann der sterblichen Hülle der armen Rosa an das Grab. Niemand hatte den unnatürlichen Vater des braven Mädchens wiedergesehen und für Hedwig war es wahrhaft beruhigend, als der rohe, lasterhafte Mensch nicht noch einmal in ihrer Wohnung erschien.

Auch Salomon hatte sich seit jenem Tage nicht mehr blicken lassen. Er hatte mit Naumann und Grimmer lange insgeheim gesprochen, hatte von Naumann das Packet zurückgefordert, welches Rahel ihm ausgehändigt, hatte dann mit Grimmer das Haus verlassen und sich nicht wieder gemeldet.

Als Julie gestern den Versuch gemacht hatte, Rahel zu sehen und ihr den Dank für die Theilnahme zu sagen, von welcher Gerhard so anerkennend gesprochen, hatte sie Salomon's Haus geschlossen gefunden; Niemand hatte ihr geöffnet, wie laut sie auch an der heiseren Schelle gezogen.

Naumann seinerseits schien während dieser Tage sehr zerstreut; er war einsylbig, schüttelte oft den Kopf, als quälten ihn unruhige Gedanken, sprach zum ersten Male zu Julie wieder von ihrer verstorbenen Mutter und zwar in Aeußerungen, welche diese nicht verstand, und schloß sich dann stundenlang in sein Zimmer ein, während Julie das Gemach ihrer Tochter Hedwig theilte und in der Gesellschaft dieses heitern Wesens von Neuem auflebte.

Sami Salomon, in welchem seit der Schmach der Haussuchung, welche ihm angethan worden, eine ganze Hölle kochte, war inzwischen nicht so unthätig gewesen, wie es den Anschein hatte. Eines ganzen Tages bedurfte er, um mit Hinzuziehung seines Agenten seine Geschäftsbücher abzuschließen, diesem ein-

zelne Geschäfte, die noch laufend waren, zur Abwickelung zu übergeben, eine Bilanz zu ziehen, dann sein Comtoir zu schließen und für immer den Geschäften Valet zu sagen.

Er sprach am Abend kaum ein Wort mit Rahel, die leichenblaß und in sich gekehrt dasaß; erst kurz vor der Stunde, um welche sie die Ruhe zu suchen pflegten, setzte er sich zu ihr, nahm ihre Hand und blickte ihr mit väterlichem Wohlwollen in das bleiche Antlitz.

„Rahel, mein Kind," sagte er feierlich. „Ich sehe, Du bist angegriffen, Du leidest unter der Schande, die man hat zugefügt dem ehrlichen Hause Deines Vaters. Wir werden verlassen alle Beide dieses Haus, wo mich Alles erinnern würde an die Schmach, die mir hier ist widerfahren ... Du bist jetzt zwanzig Jahre alt, Rahel; ich hätte schon lange müssen besorgt sein dafür, daß Du Dir gründest Deinen eigenen Herd. Schon seit einem Jahr hat mir Aron gemacht die besten Vorschläge, mir genannt die bravsten und reichsten Schwiegersöhne, aber ich habe mich nicht können entschließen, fortzugeben mein einziges Kind und allein und verlassen zu sein ... Ich habe gethan sehr Unrecht, Rahel; ich sehe es ein und habe Aron gegeben die Vollmacht zu suchen einen Schwiegersohn, der meiner Rahel ist würdig. Morgen sollst Du erfahren mehr, Rahel! Jetzt geh' zu Bett, mein Kind, und verlaß Dich auf Deinen Vater, der Alles wird ordnen zum Besten!"

Rahel war noch bleicher geworden als vorher; ein Zittern schüttelte ihren ganzen Körper; sie wollte antworten, wollte den Vater beschwören, sie nicht unglücklich zu machen, aber die Zunge versagte ihr den Dienst und fast war es ihr eine Wohl-

that, als der Vater sich ebenso ernst und feierlich erhob, einen Kuß auf die bleiche Stirn des Mädchens drückte, ohne ihre Angst zu bemerken, und sich dann in sein Schlafgemach begab.

Am andern Morgen verließ Salomon zeitig das Haus und vergaß seiner Tochter den Morgengruß zu bringen. Rahel weinte den ganzen Tag hindurch; der Gedanke, an einen Mann verhandelt zu werden, den sie nicht lieben könne, war ihr fürchterlich. Sagte sie sich auch selbst, daß sie ihre stille und unerwiederte Liebe ersticken müsse, ein Gefühl, eine Leidenschaft dieser Art ist nicht so leicht zu bewältigen, und das Herz des armen Mädchens pochte so heftig und rastlos, daß ihr zuweilen der Athem versagte.

Wie sollte sie dem Vater entgegentreten, wenn dieser zurückkehrte? Konnte sie ihn zum Mitwisser ihrer unglücklichen Liebe machen? Nimmermehr! Alles was ihr blieb, war die Bitte, sie nicht an einen Mann zu verkaufen, den sie nicht lieben könne, sie noch an der Seite des Vaters zu lassen.

Aber Salomon blieb aus und erst spät am Abend kehrte er mit vor innerer Aufregung gespannten Zügen heim, aß und trank nichts und suchte nach wenigen an seine Tochter gerichteten Worten sein Schlafgemach.

Zu Rahel's eigner Unruhe kam jetzt noch der Gedanke, was den Vater in eine Stimmung versetzen könne, in welcher sie ihn nie gesehen, mochte er auch die wichtigsten Geschäfte in Händen haben.

Als Salomon in seinem kleinen Schlafgemach allein war, setzte er sich auf den Bettrand, bedeckte das kahle Haupt mit

dem schwarzen Käppchen und fuhr dann nach seiner Gewohnheit mit den Händen über die Knie.

„Es ist jetzt Alles geschehen,“ murmelte er vor sich hin. „Der stolze Mann, der schamlose Betrüger ist dem Richter überantwortet. Ist dem weltlichen Richter die Anklage, welche dieses Aktenstück des alten Wagner enthält, nicht genügend, um einen einflußreichen Schurken an den Galgen zu bringen, so wird doch die Welt davon erfahren, sie wird ihn richten und seine hohe Stellung wird verloren sein. Ich aber werde dann vor ihn hintreten, wenn er aus dieser Stellung gestürzt ist, werde ihm die Wechsel halten vor Augen, die ich heimlich habe angekauft, und werde fordern von ihm die Bezahlung. Und wenn er diese Bezahlung nicht kann leisten, werde ich ihn in den Schuldthurm bringen lassen, vor dem ihn Niemand mehr wird retten, wenn er nicht mehr ist der vornehme und einflußreiche Kammerherr, vor dem Alle haben gezogen den Hut ... Ich hatte auch übergeben den unglücklichen Grimmer sicheren Leuten, die ihn sollten festhalten, damit er könne aussagen vor Gericht, wie ihm, als er auf seinen Irrfahrten von der Polizei verfolgt, sich nach Schloß Zehneck geflüchtet und in der Bodenkammer des alten Wagner acht Tage lang heimlich ein Obdach gefunden, der alte Diener selbst gebeichtet, was er damals gesehen hat in jener Nacht, als geschah die Schandthat im blauen Zimmer von Zehneck; ich wollte auch ihn noch machen vernünftig und glücklich, weil ja auch er ruinirt ist worden durch diesen Schurken, als er den alten Baron überredete, die arme Tochter zu enterben; ich habe es gemeint sehr gut mit ihm, aber er ist uns wieder entsprungen

und es ist unmöglich, ihn zu finden. Glücklicherweise hat er mir gebeichtet und aus Zehneck habe ich auch erfahren, wie die alte Baronin das Aktenstück kürzlich in dem vermauerten Zimmer fand, als der Verwalter des Schlosses die Wand einschlagen ließ, weil die Dienerschaft behauptete, gerade so wie es sonst auf dem Boden des Schlosses in der Nacht immer habe gepoltert, so geschehe es seit Jahren in den vermauerten Zimmern der Comtesse Camilla. Der alte Wagner hat dem liederlichen Grimmer selbst gesagt, er habe das Aktenstück heimlich in das Zimmer gebracht, indem er sich Nachts die Wand geöffnet und ebenso heimlich wieder die Lücke geschlossen habe. Der alte Wagner hat nicht werden wollen zum Verräther, um der Familie nicht Schande zu machen; er hat aufgezeichnet Alles, was er während der Lebzeiten des alten Barons als sein Diener mit erlebt, und hat auch die Familien-Chronik und das Tagebuch des alten Barons bei dessen Tode bei Seite gebracht, damit es nicht komme in die Hände der Söhne, die niemals gezeigt haben irgend welche Pietät für den Vater. Er hat Alles bei Seite geschafft, der alte Wagner, namentlich das große Tagebuch des alten Barons, worin der alte hypochondrische Mann das Bekenntniß abgelegt, daß er in demselben Zimmer, in welchem der Brudermord geschah, einst seinen besten Freund im Zweikampf erstochen und daß er heimlich mit dem alten Wagner die Leiche des Unglücklichen Nachts auf den Boden geschafft, bis man sie in der nächsten Nacht im Parke verscharrt. Niemand hat erfahren die That, der Geist des ermordeten Freundes aber ging seitdem um auf dem Schloßboden und der alte Wagner behauptete, jedesmal

wenn etwas Ungewöhnliches geschehe in der Familie, höre man es poltern unter dem Dach. Gras ist gewachsen über der Leiche des unglücklichen Freundes und Gras ist gewachsen über der Leiche des ermordeten Bruders, aber der alte Salomon lebt und wird den Brudermörder vor Gericht ziehen ... Die alte Baronin, der Wagner auf seinem Sterbebette gebeichtet, hat auch nicht wollen ziehen zur Verantwortung den Mörder ihres Gatten, um nicht Schande auf den Namen ihres Hauses zu bringen, ja sie hat nicht einmal gewagt, das Aktenstück aus dem vermauerten Zimmer hervor zu holen, weil ihr graute vor demselben; erst der Zufall hat es bei Zeiten noch an's Tageslicht gebracht, und ist keiner der Familie, der es unternimmt, den Schurken, den Mörder der Gerechtigkeit zu überliefern, der alte Salomon hat den Muth, mit ihm abzurechnen, weil er ihn hat betrogen um enorme Summen, die er hat geliehen von mir und mir nie wieder bezahlt mit der Drohung, mich als Wucherer zu bringen in das Zuchthaus. Damals hab' ich's mir lassen gefallen, ich habe geweint vor Wuth, denn ich war leichtsinnig genug gewesen, mich in seine Hände zu geben; heute ruft der alte Salomon: Auge um Auge! Zahn um Zahn! Er kann mir nichts mehr beweisen, ich aber kann ihm beweisen, daß er ein Brudermörder! Und an demselben Tage, wo ich den Schurken im Gefängniß weiß oder wo ich sehe, daß die Welt mit Fingern auf ihn zeigt, will ich seinem Neffen zurückgeben seine Schuldscheine und sagen: Herr Baron, der arme Salomon hat einst große Summen an Einen Ihres Namens verloren, aber der arme Salomon ist trotzdem jetzt der reiche Salomon. Nehmen Sie

zurück Ihre Scheine, Herr Baron, und zahlen Sie mir nicht mehr als Sie haben erhalten von mir, nicht mehr als was ist recht und billig!"

Ein zufriedenes Lächeln strich über Salomon's Züge. Die ganze Wuth, die seit langen Jahren in ihm gegen den Kammerherrn kochte, fand jetzt Befriedigung in einem Gedanken, den er durch die Zähne flüsterte:

„Heute Abend ... Diesen Augenblick sitzt der Staatsanwalt schon an seinem Pult und liest die Geschichte des Brudermörders, wie sie aufgezeichnet hat der alte Wagner, und morgen früh will ich gehen zu ihm und erzählen ihm, was heute hat gelesen der Staatsanwalt und was dazu sagen wird die Welt und der Richter! Und von ihm will ich gehen zu dem jungen Baron und zu ihm sprechen: Herr Baron, Ihr Vater und die Brüder Ihres Vaters haben auf Anstiften des Kammerherrn die Mutter des unglücklichen Weibes, das schutzlos in der Welt umher geirrt wie die Mutter selbst, um ihr Erbtheil gebracht. Naumann's unglückliches Weib hat einen Anspruch auf das große Vermögen, das jetzt gefallen ist in Ihre Hände; geben Sie den Armen von Ihrem Ueberfluß und sein Sie großmüthig gegen die Unglücklichen, wie es Salomon gegen Sie ist, da Sie doch glücklich sind! ... Und wenn all das ist geschehen, will ich auch für das Glück und die Zukunft meiner armen Rahel sorgen, die allein sitzt und sich grämt, und ihr einen Gatten suchen, mit dem sie auch soll glücklich sein, wenn der alte Salomon legt zur Ruhe sein Haupt, das jetzt ist müde genug und der Sorgen viel zu viel hat tragen müssen .."

Am nächsten Morgen erschien François mit allen Zeichen des Erstaunens auf seinem dummen Antlitz vor dem Kammerherrn, als dieser eben seine Toilette beendet und seine Equipage bereits vor der Thür stand.

Der Kammerherr wußte stets, wenn er diese Miene seines Dieners sah, daß irgend ein unliebsamer Besuch da sei, über welchen François hinsichts des Abweisens oder Anmeldens im Zweifel war. Hochmüthig verdrossen blickte er dem Diener entgegen.

„Gnädigster Herr Kammerherr," begann François, „es ist ein Mensch draußen, der sich durchaus nicht fortweisen lassen will. Ein Mensch, der . . ."

Gleichgültig blickte der Kammerherr in den Spiegel zurück, um François ausreden zu lassen, denn dieser kannte alle Diejenigen, welche mit Geldforderungen kamen, er hatte in Betreff derselben die gemessensten Befehle, es konnte sich also diesmal nur um eine Person handeln, die überhaupt lästig war.

François aber redete nicht weiter, er stockte verlegen und blickte in noch größerer Verlegenheit zurück, als er zu seinem Schreck im Vorzimmer Schritte und ein trocknes Hüsteln vernahm. Indeß sich schnell entschließend machte er Kehrt zur Thür und erreichte dieselbe eben, als Sami Salomon in seinen schwarzen Sonntagskleidern, die er nur ausnahmsweise anlegte, bereits auf der Schwelle des Zimmers stand.

„Sie werden mich nicht weisen ab, Herr Kammerdiener, wenn ich habe dringend zu sprechen mit dem Herrn Kammerherrn!" begann Salomon mit bewegter Stimme, aber doch in einem Ton, welcher bewies, daß er nicht die Absicht hatte,

das eroberte Feld so leicht wieder aufzugeben. „Sie haben nicht gewollt melden den alten Salomon dem gnädigen Herrn Kammerherrn, mit dem ich doch habe zu sprechen über die allerwichtigsten Dinge! . . . Sie werden mir erlauben, Herr Baron," setzte er, sich halb zu diesem wendend, ohne ihn jedoch anzublicken, hinzu, „Sie werden mir erlauben, daß ich ausruhe meine Glieder, die so erschöpft sind von dem weiten Weg, und ein wenig Athem schöpfe, bis Sie haben die Gnade hinaus zu schicken den Diener, der eben ist gewesen so naseweis gegen mich!"

Mit diesen Worten ließ sich Salomon zum Entsetzen des Kammerherrn in einem der Fauteuils nieder, in welchen bis dahin nur Personen von der höchsten Distinction gesessen, beugte sich auf seinen Krückstock, wiegte gedankenschwer sein kahles Haupt und nickte dabei einige Male vor sich hin.

Der Kammerherr hatte Mühe seine Fassung zu bewahren. Nur zu gut wußte er, wie feindselige Gesinnungen dieser Mann gegen ihn hegte, seit derselbe, wie wir Salomon wiederholt klagen hörten, von ihm um ein bedeutendes Darlehn geschnellt worden war; er wußte, daß Salomon nur deshalb ihn bisher nicht angegriffen hatte, weil er seinen Einfluß fürchtete und weil er wahrscheinlich einsah, daß er sich in seinem früheren Geschäftsverkehr mit ihm aus Habsucht Blößen gegeben, welche von den Gerichten sehr leicht benutzt werden konnten. Nie hätte der Kammerherr diesem Menschen die Frechheit zugetraut, wieder in seine Wohnung einzudringen, seit er den alten Juden einmal zur Thür hatte hinaus werfen lassen, seit er ihm mit einer Denunziation gedroht, die auf Salomon lange eine ein-

schüchternde Wirkung geübt. Jahre waren seitdem verflossen, ohne daß der Kammerherr irgend welche Anfechtung von Salomon erlitten hatte; er mußte daher annehmen, daß der alte Wucherer sich gänzlich zufrieden gegeben habe; wenn derselbe aber jetzt mit solcher Kühnheit wieder vor ihm, in seiner Wohnung zu erscheinen wagte, so mußte er sich eines Schutzes bewußt sein, welcher den Kammerherrn erzittern machte.

Starr und schweigend blickte der Letztere den Juden jetzt an. Sein Antlitz verrieth freilich nicht, was in ihm vorging, desto mehr aber seine Sprachlosigkeit, das weit geöffnete Auge, der ängstliche Blick, mit welchem er Salomon fixirte.

Da saß der Jude, der bisher vor ihm gezittert, mit einer Ruhe, einer Sicherheit vor ihm, die das Schlimmste verhieß. Und dieses Schlimmste — der Kammerherr wagte es kaum zu denken! War nicht Salomon heimlich in der Wohnung seines Neffen gewesen? War nicht jenes verhängnißvolle Aktenstück seitdem verschwunden — jenes Aktenstück, nach welchem auch die Behörde, wie ihm schon am selben Abend unter der Hand mitgetheilt worden, vergeblich in Salomon's Hause gesucht?

Salomon mußte im Besitze dieser Papiere sein. Auch Gerhard hatte sich seit jenem Abend nicht mehr bei ihm sehen lassen; so oft der Kammerherr auch seinen Neffen in dessen Wohnung gesucht, es war ihm unmöglich gewesen, seiner habhaft zu werden ... Wie, wenn nun Gerhard mit dem Juden unter einer Decke spielte? ...

Auch daß Salomon vor Kurzem in dem Schlosse Zehneck seinen Besuch gemacht, hatte der Kammerherr durch seine Kundschafter erfahren, und ebenso verdrießlich war ihm die von dort

gekommene Nachricht gewesen, daß die „gnädige Tante" kurz vor ihrem Tode die Bestimmung getroffen, Gerhard solle unverzüglich mündig erklärt werden und die Verwaltung der Güter selbst übernehmen.

Daß Salomon und Gerhard in Beziehung zu einander standen, wußte er, das hatte er durch François erst vor einigen Tagen wieder erfahren, das bewies der Besuch des Juden bei seinem Neffen, das endlich hatte Gerhard selbst nie geleugnet. Alles Das wäre aber nicht im Stande gewesen, die verderblichen Pläne, welche der Oheim gegen Gerhard verfolgte, über den Haufen zu werfen, denn wenn Gerhard das enorme Vermögen selbst verwaltete, so war hundert gegen eins zu wetten, daß er seinem Oheim schon in den nächsten Monaten hinlänglich Gelegenheit gab, auf Bestellung einer Vormundschaft für den jungen Verschwender zu bringen, und bei seinem großen Einfluß mußte die Wahl dieses Curators auf ihn fallen, die Verwaltung des ganzen Vermögens ging dann also auf ihn über und in dieser fand er dann unfehlbar die Mittel, seine eignen Vermögensverhältnisse wieder aufzurichten. Des Kammerherrn Unglück lag nun aber darin, daß ihm von allen Seiten während der letzten acht Tage die merkwürdigsten Mittheilungen über die gänzliche Umwandlung gemacht wurden, die mit dem jungen Manne vorgegangen sein sollte. Man sah Gerhard nicht mehr in den Kreisen der jungen Lebemänner und Verschwender, er sollte, wie man behauptete, mit ganz obscuren Leuten Umgang pflegen, und gerade er sollte es gewesen sein, der, wie ihm hinterbracht worden, die Caution für die Abenteurerin deponirt hatte, welche auf sein, des Kammerherrn,

Betreiben verhaftet worden! Ohne Zweifel waren das Maßnahmen und Schritte von Seiten des jungen Mannes, die der Kammerherr als feindliche zu betrachten Ursache zu haben glaubte. Und was endlich noch zu all Diesem hinzu kam, war die Nachricht, daß der Abenteurer, der Baron von Grimmer, auf dessen Spur ihn Julie durch ihre unvorsichtigen Aeußerungen gelenkt und dem er ebenfalls die Polizei auf die Fersen gehetzt hatte, gleich nach seiner Verhaftung wiederum entsprungen und trotz allen Nachforschungen nicht aufzufinden war.

Alles hatte sich mithin plötzlich gegen den Kammerherrn verschworen und zwar der Art, daß er, der seit Jahren sich wie ein irdischer Gott erschienen, zum ersten Male empfand, wie schwach die thönernen Füße, auf welchen er als Götze stand.

Zum ersten Male seit langen, langen Jahren war in ihm eine Art von Gewissensregung lebendig geworden. Anfangs, als dieses Gewissen sich zum ersten Male regte, war es ihm, als sei vor eben diesen langen, langen Jahren etwas geschehen, was die Welt ein Verbrechen nenne. Dann, wenn das Gewissen immer wieder laut wurde, war es ihm, als stehe er selbst in einer gewissen Verbindung mit diesem Verbrechen, und endlich als es immer in ihm sprach, ward ihm diese Stimme so verständlich, daß er sich gestehen mußte, er *selbst* sei dieser Verbrecher gewesen.

Mit einem hochmüthigen Lächeln suchte er zuerst diese Stimme zur Ruhe zu verweisen; er, der vornehme, der hochstehende, einflußreiche Mann, wie sollte er zu einem Verbrechen kommen! Es war unerhört, wie er sich auf solchen Gedanken ertappte, auf Gedanken so kläglicher Natur! Er überredete

sich selbst, daß er in irgend einer Zeitung einen Vorfall gelesen haben müsse, wie er in seiner Erinnerung auftauchte; gewiß mußte ihm irgend eine öffentliche Gerichtsverhandlung in einem Tageblatte vor Augen gekommen sein, die ihm seine sonst so unerschütterliche Ruhe und Zuversicht raubte.

Aber allmählig nahm diese Gerichtsverhandlung in seiner Phantasie immer größeren Umfang an. Er glaubte auch etwas von einem entsetzlichen Urtheil gelesen zu haben, ja er erinnerte sich des Strafgerichts so genau, daß ... der Kammerherr schauderte und sich zu überreden suchte, seine Verdauung müsse nicht mehr die normale sein, nur Indigestionen könnten dem Kopfe so alberne Phantasmagorien zuführen, er müsse mit dem Arzte sprechen und sich mehr körperliche Bewegung verschaffen, um sich vor so unheimlicher geistiger Bewegung zu sichern.

Diese Phantasmagorien hatten nun aber um dieselbe Zeit so verheerend in ihm Platz gegriffen, seit das bewußte Aktenstück verschwunden war; sie tauchten zum ersten Male in bedenklicher Weise und zwar in dem Grade, daß sie ihm den Schlaf raubten, in der Nacht auf, als er den vergeblichen Besuch in Gerhard's Wohnung gemacht und von dem Besuche Salomon's in der Wohnung seines Neffen gehört hatte. Seitdem griffen sie in dem sonst so ruhigen und heiteren Gemüthe des Kammerherrn zerstörend um sich wie eine Feuersbrunst; die Nachrichten, welche der Kammerherr täglich bekam, das Ausbleiben seines Neffen, das Erscheinen Salomon's in dem Schlosse Zehneck bei der gnädigen Tante, die Befreiung der beiden Abenteurer, die Fruchtlosigkeit der Haussuchung, alles Dies goß noch Oel in die Feuersbrunst und so kam es denn,

daß der Kammerherr an dem Vormittage, an welchem Salomon in seine Wohnung eindrang, sich wiederum sehr mißgestimmt nach einer schlaflosen Nacht erhoben hatte und ein Gespenst zu sehen glaubte, als er den gefürchteten Salomon auf seiner Schwelle erblickte.

Wie heftig sein Stolz sich empörte, wie gedemüthigt seine aristokratische Autorität auch durch das Eindringen dieses ihm so verhaßten Menschen war, die Furcht des Kammerherrn vor Salomon war noch größer. Er wollte sprechen, wollte ihm durch seine gewohnte Frechheit imponiren, aber ein Gefühl der höchsten Angst schnürte ihm die Kehle zu; seine Hände bebten, während er sich in seiner Verlegenheit die Cravatte zurecht zu rücken suchte, sein Herz, das sonst so ruhig und unanfechtbar, pochte laut, er fühlte eine Schwäche und Unsicherheit in seinen Gliedern, so daß er sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

François stand noch immer an der Thür, des Winkes gewärtig, um den frechen Eindringling hinaus zu spediren, sah aber mit heimlichem Triumph die Fassungslosigkeit seines Gebieters.

Endlich erinnerte sich auch dieser des Lakaien. Salomon's Worte ließen auf Eröffnungen schließen, die kein fremdes Ohr hören durfte. Der Kammerherr hob daher mit Mühe den Arm und winkte ihm zu gehen.

Zaudernd, aber ein noch dummeres Gesicht aufsetzend, entfernte sich François aus dem Zimmer, nicht ohne auf Salomon noch einen forschenden Blick geworfen zu haben.

Dieser blickte François nach, wandte dann sein Gesicht

in's Zimmer zurück und streifte dabei mit einem boshaften Lächeln die Gestalt des Kammerherrn.

„War's mir doch, als müßte ich mich fürchten, Herr Baron, zu betreten so ganz allein Ihre Wohnung, aus der Sie mich schon einmal haben werfen lassen hinaus!" begann Salomon langsam und im Tone einer salbungsvollen Vorrede. „Aber ich habe mich gefragt: Warum sollst Du Dich fürchten vor dem gnädigen Herrn Baron, der es damals gar nicht gemeint hat so böse! Wird doch der gnädige Herr einsehen, daß Du kommst zu ihm diesmal in der allerbesten Absicht; wird er doch einsehen, daß es besser ist, dem alten und hinfälligen Salomon entgegen zu kommen, ihm anzubieten einen Stuhl und zu ihm zu sagen: lieber Herr Salomon, ich habe es gar nicht gemeint so böse, als ich Ihnen drohte mit den Gerichten, anstatt Ihnen zu zahlen die Summe von funfzehntausend Thalern ohne die Zinsen! Wird er doch gewiß sprechen zu Dir heute: lieber Herr Salomon, ich bin von Herzen gern bereit Ihnen zu zahlen, was ich Ihnen schuldig bin und die Zinsen dazu, denn damals hatte ich Sie in der Hand, heute haben Sie mich in der Hand und wenn Sie wollen, bin ich ein verlorner Mann! ... Wußt ich's doch, daß der Herr Baron so würde zu mir sagen! ... Nicht wahr, Herr Baron, so sagten Sie eben zu mir, oder sollt' ich mich haben geirrt, so wäre ich betrogen auch um die zehntausend Thaler Wechsel, die ich habe gekauft von Aron und Andren, die auch demnächst fällig werden und die ich habe gehalten für gute sichere Papiere, so sicher wie die andern Papiere, die ich habe gehabt in meinen Händen!"

Der Kammerherr, als er hörte, daß Salomon trotz der traurigen Erfahrung, die er schon einmal in Geldsachen mit ihm gemacht, dennoch die von ihm ausgestellten Wechsel in seine Hände gebracht habe, als er ihn mit so scharfem Accent auf andere Papiere anspielen hörte, die er in Händen gehabt habe, die also wahrscheinlich von ihm schon in andere Hände übergegangen waren — der Kammerherr war kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, er schwankte zu dem nahen Fenster und stützte sich hier auf die Brüstung, das Auge nach dem Zimmer gekehrt und mit Entsetzen in dem Antlitz Salomon's lesend.

Dieser schwieg; es schien, als erwarte er, auf das Aeußerste gefaßt, die Antwort seines Todfeindes, mit dem er seine Rechnung zu schließen hieher gekommen war. Salomon hatte keine Geschäfte mehr; das letzte derselben abzuwickeln war er eben im Begriff, er hatte also Muße genug, und die Freude an der Angst seines ihm so sicheren Opfers bildete ja eigentlich den Hauptinhalt dieses letzten Geschäftes. Wie auch sein Opfer jetzt sich winden mochte, entgehen konnte es ihm nicht; die persönliche Furcht vor dem Kammerherrn, vor seiner Heftigkeit und möglichen Gewaltmaßregeln kannte er nicht mehr; die Wechsel des Barons, welche er angekauft, waren in Aron's Hand, die verhängnißvollen Papiere in den Händen des Staatsanwalts. Aron glaubte seinen Gegner genugsam zu kennen und richtig zu beurtheilen, wenn er annahm, daß derselbe zum Aeußersten fähig, wenn er noch einen Ausgang sah, daß er aber vernichtet zusammen brechen werde, sobald ihm Rettung abgeschnitten. In seinen Augen war der Baron von

Dörenberg ein leichtsinniger Poltron, der es nicht verschmähte, zu den niedrigsten, zu den schändlichsten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen (und das bewies sein an dem Bruder begangenes Verbrechen), um seiner Eitelkeit zu genügen und der Welt zu imponiren, der aber feig um Gnade flehen werde, sobald er die strafende Hand des Gerichtes über sich ausgestreckt sehe. Darauf hin war Salomon's Plan berechnet; er, der, wie wir ihn häufig klagen hörten, von der Welt so oft gemißbraucht worden, weil er sich stets auf die gefährlichsten Operationen eingelassen hatte, um Reichthum zu sammeln; er, der so oft schon einen großen Gewinn in Händen zu haben geglaubt und plötzlich durch die Niederträchtigkeit dessen, dem er in seiner Habsucht vertraut, um den ganzen Gewinn betrogen worden; er, der, indem er so Vielen vertrauen mußte, natürlich sehr oft getäuscht worden, hatte neben dem Reichthum auch zugleich Menschenkenntniß gesammelt und da er den Kammerherrn Jahre lang insgeheim beobachtet, ihn immer in der Hoffnung auf eine endliche Vergeltung heimlich im Auge behalten, er glaubte, sich in dem Charakter dieses Mannes nicht mehr irren zu können. Ist's doch so leicht, den zu erkennen und richtig zu beurtheilen, der uns offen gezeigt, wer und was er ist!

Der Kammerherr in seiner sorgfältigen Promenadentoilette, die trotz der inneren Unruhe, deren Opfer er seit acht Tagen schon war, von ihm nicht im geringsten vernachlässigt worden, stand Minuten lang da wie ein Bild des Jammers. Alle die schrecklichen Träume, welche ihn beunruhigt, erschienen verwirklicht in der Person des Juden vor ihm, den er so lange bemitleidet, verachtet wie einen Wurm, den er in seiner Größe

jeden Augenblick zertreten könne. Wie oft hatte er vor sich hingelacht, wenn er sich erinnerte, wie er den schlauen Juden einmal überlistet und ihn um eine bedeutende Summe betrogen, wie er die Habsucht desselben damals der Art auf die Probe gestellt, daß es in des Kammerherrn Hand lag, Salomon in das Zuchthaus zu bringen; und jetzt . . .

Das Antlitz des Barons begann sich plötzlich wieder zu beleben; der Unglückliche sah sich in derselben Enge, in welcher selbst eine Maus sich zur Wehre setzt. Noch einmal leuchtete sein Stolz auf, noch einmal bäumte sich in ihm die alte Zuversicht, die ihm bisher über das Schlimmste hinweggeholfen.

Langsam richtete er sich in der Fensterbrüstung auf, sein Antlitz suchte die alte, selbstbewußte Miene wieder anzunehmen. War er nicht der Kammerherr von Dörenberg, von dem ein Wink genügte, um eine so elende Creatur wie diesen Juden zu vernichten? War es nicht eben seine Stellung in der Welt, die ihn mit all den gewagten (er dachte nicht: gemeinen) Streichen, welche er schon verübt, bisher so unangreifbar gemacht? Hatte er nicht alle seine Gegner, so oft sie ihm die Zähne zu weisen versucht, zu nichte gemacht, und dieser Wurm, der so gekrümmt und scheinbar demüthig ihm gegenüber zu erscheinen wagte, dieser Wurm glaubte es mit ihm aufnehmen zu können?

Während Salomon wieder vor sich hinblickte, warf der Kammerherr ihm einen Blick zu, in welchem Haß und Verachtung leuchteten; ein höhnisches Lächeln glitt über seine bis dahin ängstlich gespannten Züge. Er trat an den Tisch und setzte mit fester Hand die kleine silberne Schelle in Bewegung.

Salomon that, als bemerke er dies nicht; regungslos saß er da.

Der Diener trat ein und blieb erwartungsvoll an der Schwelle stehen.

„François!“ sagte der Kammerherr, indem er so viel Sicherheit in seinen Ton legte, wie ihm seine Aufregung eben gestattete. „Geh' auf der Stelle zum Polizeirath Halter! ... Ich lasse ihn bitten, mir eiligst seinen Besuch zu schenken!“

Mit einer stummen Verbeugung und einem schadenfrohen Blick auf Salomon trat der Diener ab.

„Machen sich der Herr Baron nicht so viel unnöthige Mühe!“ sagte Salomon ohne aufzublicken. „Wird doch der Herr Polizeirath hier sein sehr bald ohne Ihre Aufforderung, um zu machen seine Aufwartung dem allmächtigen Kammerherrn von Dörenberg im Auftrage des noch allmächtigeren Herrn Staatsanwalts, der so neugierig ist, von dem Herrn Kammerherrn über eine alte, ganz alte Geschichte Aufklärung zu verlangen, die passirt ist vor vielen, vielen Jahren im blauen Zimmer des Schlosses Zehneck. Incommodiren sich daher der Herr Baron ja nicht, und sollte man hier halten eine Haussuchung in der vornehmen Wohnung des Herrn Barons, wie man sie gehalten hat in dem simplen Hause des alten Salomon, was kann sie haben Gefährliches, da die Geschichte schon ist so lange her und keine Spur mehr von Dem ist, was ausgesagt hat der alte Wagner, der einen Brudermörder hat hinausschlüpfen gesehen aus dem Schlafgemach des unglücklichen Rittmeisters von Dörenberg in derselben Nacht, um dieselbe Stunde, als man ihn fand schwimmend in seinem Blute ...“

Salomon's Ohr lauschte aufmerksam auf jede Bewegung des Kammerherrn, während er sprach. Ein leises Geräusch reichte deshalb hin, ihn zu unterbrechen.

Mit einem schlauen Seitenblick blinzelte er zu dem Kammerherrn hinüber; er sah, wie dieser sich krampfhaft an die Fensterbrüstung klammerte und das Auge starr, mit verzerrten Gesichtszügen, auf den Boden heftete.

Die Wirkung seiner Worte machte ihn nur noch rachdürstiger. Mit eiserner Ruhe, ohne die geringste Bewegung und in demselben gleichgültigen Tone fuhr er fort:

„Der Herr Baron haben unmöglich etwas zu fürchten von den Behörden; die Gerechtigkeit ist blind und wird nicht sehen und finden die Missethaten eines Mannes, der so hoch steht in der Welt. Der Herr Baron brauchen nur einen Wink zu geben und man verhaftet die unschuldige Tochter Ihrer Schwester, der armen Comtesse Camilla, die hat untergehen müssen in Mangel und Elend. Der Herr Baron brauchen nur zu winken und man schleppt den Gatten der Comtesse in's Gefängniß, um dessen willen die arme Comtesse ist enterbt worden, damit der Herr Kammerherr ihr Vermögen konnte vergeuden. Der Herr Baron brauchen nur zu wünschen, so eilt die Polizei in das Haus des armen Salomon und durchsucht alle Ecken nach Papieren, die inzwischen schon gewandert sind in die Hände des Staatsanwalts und die man deshalb nicht hat finden können, um sie in des Herrn Baron Hände zu geben. Des alten Wagner's Zeugniß hat aus dem Grabe heraus gesprochen, der Gatte der unglücklichen Comtesse hat das Zeugniß eines fürchterlichen Verbrechens auch aus dem

Munde des braven alten Dieners gehört und ist auf freien Füßen, um dieses Zeugniß vor dem Richter zu wiederholen... Keiner hat gehabt den Muth, aufzutreten als Kläger gegen den vornehmen Kammerherrn! Die Wittwe des Gemordeten hat ihr Leben hingeschleppt, trauernd um den entsetzlichen Tod ihres Gatten und ahnend, w e r der Mörder sei, aber selbst als sie das Zeugniß des alten Wagner kannte, wollte sie nicht auftreten gegen den Mörder. Der unglückliche Baron Grimmer wollte nicht auftreten als Kläger, weil die Gerichte ihn selbst suchten und weil er nicht den Muth hatte. Der junge Herr Gerhard von Dörenberg hat die Anklage nicht gewagt, seit er von dem Verbrechen hörte, nur Einer ... Einer wagte es: der alte Salomon, der mit dieser Anklage hat abgeschlossen seine Rechnung mit einem Schurken, den er verachtete, den er haßte seit Jahren und den er sich geschworen hat zu liefern in die Hände der Gerechtigkeit, daß alle Welt zeigen sollte mit Fingern auf den Brudermörder, daß er ausgestoßen werde von der ganzen Gesellschaft, daß er ..."

Ein dumpfes Geräusch unterbrach Salomon wiederum; diesmal war es so heftig, daß er mitten in den süßen, ihm so schmeichelnden Gedanken endlich befriedigter Rache auffuhr und zum Fenster blickte.

Dort lag der Kammerherr auf dem Teppich ausgestreckt und sich in heftigen Convulsionen windend.

Eben erhob sich Salomon, fast betäubt durch diese Wirkung seiner Rede; eben trat er furchtsam näher, als der am Boden liegende Unglückliche einen lauten Schrei ausstieß und die Glieder von sich streckte.

Behutsam schlich Salomon näher, ohne jede Anwandlung von Mitleid, denn der Haß dieses Mannes war zu incarnirt, als daß irgend ein andres Gefühl in ihm hätte Platz greifen können.

Schweigend, auf seinen Stock gelehnt, das runzliche, bleiche Gesicht vorgebeugt, blieb Salomon stehen. Sekunden, Minuten lang verharrte er unbeweglich in dieser Stellung, den Unglücklichen scharf beobachtend.

Endlich, als dieser kein Glied mehr rührte, als er keinen Laut von sich gab, trat Salomon in derselben vorsichtigen, gebeugten Haltung einige Schritte näher. Er mißtraute dem Kammerherrn in dem Grade, daß er hier eine Finte witterte, und näherte sich ihm, wie man sich einem wilden Thiere nähert.

„Gott Abraham's!“ murmelte Salomon endlich vor sich hin. „Er ist todt! Er ist entlaufen dem Gericht, ich werde ihn nicht sehen auf der Armsünderbank, und alle meine schönen Träume werden sein vergebens! ... Er ist todt ... todt!“ wiederholte er mit zitternden Lippen, indem er sich über das Antlitz des Daliegenden beugte, auf welchem die Schminke wenig Veränderung zugelassen hatte ... „Todt ist er!“ seufzte er nochmals, indem er es wagte, in das offene, verglaste Auge des Kammerherrn zu blicken, und verzweifelnd über diese entsetzliche Wahrheit, die ihn in der That um seinen ganzen Triumph betrog, sank er in kurzer Entfernung auf die Knie.

In dem Kammerherrn hatten die fürchterlichen Worte des Juden eine jähe, vernichtende Wirkung hervorgebracht. Schon seit acht Tagen hatten wüste Träume seine Nächte beunruhigt, Schreckensbilder ihn auf Schritt und Tritt verfolgt; das Er-

scheinen Salomon's hatte alle diese Träume verkörpert und diese Schreckensbilder standen in fürchterlicher Plastik vor ihm. Als nun Salomon mit so entsetzlicher Ruhe ihm auseinandersetzte, daß Alles, was er gefürchtet, die schlimmste Wahrheit sei, als Salomon ihm eröffnete, daß die Papiere bereits in den Händen des Staatsanwalts, da überkam ihn eine Todesangst, das Blut drängte in ihm zum Gehirn, es ward schwarz vor seinen Augen, ein Schmerz von der Schnelle des Blitzes durchzuckte ihn und leblos, vom Schlage getroffen, sank er zu Boden.

Salomon war in der That um sein Opfer betrogen. Er, der so lange mit größter Geduld auf den Tag der Vergeltung gewartet, hatte jetzt, da sein Opfer ihm nicht mehr entgehen konnte, so wenig Mäßigung, daß er sich selbst um seinen Triumph brachte. Er war der Meinung gewesen, es bedürfe bei einer Natur wie der des Kammerherrn ungewöhnlich starker Dosen, weil er nicht wußte, wie heftig die Angst schon während der letzten Wochen an dieser Natur gerüttelt.

Jetzt kniete er da, betrogen nicht nur um das, was eben der ursprüngliche Grund seines Hasses gewesen, betrogen um die Wechselsummen, die er aufgekauft, um den Kammerherrn in's Schuldgefängniß bringen zu lassen, falls wirklich von den weltlichen Gerichten sein Verbrechen nicht durch das Zeugniß eines Todten als constatirt betrachtet wurde, betrogen auch um die Hoffnung, die Welt mit Fingern auf einen Mann weisen zu sehen, der wenigstens in dem dringenden Verdachte des scheußlichsten Verbrechens, des Brudermordes stand.

„Gott meiner Väter!“ murmelte Salomon mit gebeugtem

Haupte, ganz entmuthigt vor sich hin, „soll denn nicht hienieden gestraft werden, was hienieden ist gefrevelt; ich übergebe ihn droben Deinem Gericht!“

Muthlos ließ er das Kinn auf die Hände sinken, während diese sich auf den Stock lehnten; ihm war's, als sei ihm plötzlich das Leben um seinen ganzen Inhalt betrogen. Kein Frösteln wehte ihn an, während sein Auge auf der Leiche haftete, Stunden lang hätte er sich noch weiden können am Anblick des ihm entrissenen Opfers.

Plötzlich jedoch störte ihn ein Geräusch im Vorzimmer; er blickte langsam auf und sah François mit verstörtem Gesicht hereinstürmen, aber zurückprallen vor dem Schauspiel, das sich ihm hier darbot.

Sprachlos stand der Diener da, während Salomon's Auge mit seltsamem, ihm unverständlichem Ausdruck auf ihm ruhte.

„Er ist todt ... todt!“ erklang Salomon's Stimme mit sonderbarer Feierlichkeit. „Er ist der Gerechtigkeit entronnen, aber nicht seinem Richter! Er steht jetzt Auge in Auge droben seinem Bruder gegenüber, den er ermordet um des elenden Geldes willen, und wenn die Häscher kommen, die er bei Lebzeiten Andern auf die Fersen zu hetzen verstand, wenn sie kommen, die Du eben rufen solltest, so werden sie finden nur die Leiche des Brudermörders und wieder fortgehen mit leeren Händen! ... Thu jetzt Deine letzte Schuldigkeit gegen Deinen Herrn, den Du hast betrogen, wie er hat betrogen Andre!“ setzte Salomon mit großer Ruhe hinzu, indem er sich erhob, während François noch immer sprachlos dastand.

„Ich war zu schnell, ich war zu durstig!“ murmelte

Salomon vor sich hin, indem er zum Sessel zurückschlich und den neben demselben stehenden Hut ergriff. „Ich will ihm seine Wechsel mit in den Sarg legen und dann nicht mehr denken an ihn, denn wie er mich immer betrogen, so hat er mich auch jetzt betrogen im letzten Augenblick! ... Ich hätte bedenken sollen, mit wem ich zu thun hatte; ich hätte nicht sein sollen so unbesonnen zu vergessen, daß er war der Kammerherr von Dörenberg, der zu finden wußte immer einen Ausweg und wär's auch den Weg in die Hölle!"

Ohne einen Blick zurück oder auf den noch immer rath- und sprachlosen Diener schlich Salomon gesenkten Hauptes zur Thür hinaus, betrogen um die schönste Hoffnung, die seit Jahren der Inhalt seines Lebens, Denkens und Sinnens gewesen ...

Erst als Salomon bereits die Straße gewonnen, erholte sich François von seinem Schreck; noch immer aber starrte er mit Grauen die Leiche seines Gebieters an.

Nicht Theilnahme war's, was in ihm vorging, nur der jähe Schreck über diesen Anblick. Ihm, dem größten Schelme der jemals in einer Livrée gesteckt, war das Schicksal seines Herrn sehr gleichgültig; er war nie mit sich einig gewesen, wer von ihnen Beiden der größte Schurke sei, daß es aber mit einer so stolzen Existenz ein so überraschendes und trauriges Ende nehmen könne, das machte ihn stutzig.

„Er ist todt! sagte der alte Jude eben," murmelte François endlich vor sich hin. „Todt im Handumwenden! ... Was hier vorgegangen, mag ein Andrer errathen, daß aber nicht Alles in Ordnung war, bewies mir die trockne Antwort, die mir der sonst so kriechende Polizeirath soeben gab und die

frechen Mienen der Unterbeamten, die sonst den Kammerherrn wie einen zweiten Herrgott betrachteten. Schon seit acht Tagen ist etwas in ihm vorgegangen, was ich vergebens zu belauschen suchte, und sein ewiges Fragen nach dem jungen Baron, der uns ganz bei Seite liegen ließ, muß auch seine eigne Bewandtniß gehabt haben ... Jetzt freilich wird Alles an den Tag kommen und mit den Uebrigen werde auch ich erfahren, was vorgefallen, denn der Jude muß auch verrückt geworden sein, da er von Brudermord faselte ... Einstweilen ist er todt! Und ich? ... Wäre ich nicht François, d. h. ein gescheidter Junge, der in dieser Schule was gelernt, ich würde jetzt verzweifelt dastehen und nicht wissen, unter wessen Tisch ich morgen meine Füße strecken soll. Glücklicherweise hab' ich mein Schäfchen in's Trockne gebracht; ich kann die Livrée ausziehen wenn ich will, und es wird wohl am besten sein, wenn ich das so bald als möglich thue. Hier ist's nicht geheuer; zu holen ist hier auch nichts mehr, ich werde also den Kutscher, den Koch und das übrige Personal zusammen rufen, ihnen erklären, wie ich den gnädigen Herrn hier in Gegenwart des Juden leblos am Boden gefunden, dann mein Bündel schnüren und meines Weges gehen. Ich habe nicht Lust, hier noch den Leidtragenden zu spielen und mir einen Trauerflor anzulegen; mögen die Andern ihn begraben helfen; ich gehe, mich um meine eignen Angelegenheiten zu kümmern!"

François, ein ebenso herzloses Geschöpf wie es sein Gebieter gewesen, trat in das Vorzimmer zurück, rief die Dienerschaft zusammen, erklärte ihnen was geschehen und eine Stunde darauf verließ er mit einem Bündel unter dem Arm das Haus,

denn François hatte schon seit längerer Zeit ein eignes Absteigequartier, von welchem aus er seine kleinen Geld- und andre Geschäfte betrieb und wo er die Stunden seiner Muße verbrachte, um ungestört raffiniren und verwerthen zu können, was er im Dienste seines Herrn für sich eroberte.

Auf der Straße begegnete ihm Jean, Gerhard's Diener, bekanntlich sein Freund und Zögling. Jean wollte vor Schreck in die Erde sinken, als ihm François mit der gleichgültigsten Miene von der Welt erzählte, der Kammerherr sei urplötzlich, wie man vermuthe, an einem Gehirnschlage gestorben.

„Du siehst jetzt die Nutzanwendung der schönen Lehren, die ich Dir stets gegeben," sagte François zu Jean. „Ich bin jetzt ein gemachter Mann und sollten meine Speculationen glücken, so kannst Du in meinen Dienst treten, sobald es Dir bei Deinem jungen Baron nicht mehr gefällt."

Mit einer herablassenden Handbewegung entfernte sich François und ließ den erstaunten Collegen dastehen.

„Die gnädige Tante ist todt, der gnädige Onkel ist todt," murmelte Jean vor sich hin, „mein junger Herr ist nach Zehneck gereist, vermuthlich um die großen Güter in Besitz zu nehmen ... Jean," setzte er pfiffig hinzu, während ein Schimmer der Erleuchtung über sein dummes Bauerngesicht flog, „wenn Du jetzt gescheidt bist, so hast Du Gelegenheit, Dein Schäfchen ebenso in's Trockne zu bringen wie dieser François, der mir, während er selbst noch in der Livré steckt, schon einen Dienst bei sich anzubieten wagt .... Wie lange war also François im Dienste des Kammerherrn? Fünf Jahre, sagte er, so dünkt mich! Und in diesen fünf Jahren

gelang es ihm, als treuer Diener seines Herrn sich ein Vermögen zu schaffen! . . .

Jean ging, um desgleichen zu thun.

IX.

Schluß.

Als Gerhard wenige Tage später zurückkehrte, empfing ihn ein entsetzliches Gerücht, das bereits die ganze Stadt erfüllte und das, wie er sich schnell überzeugte, nicht mehr Gerücht, sondern eine auf's Traurigste bestätigte Wirklichkeit war.

Was Jean ihm nur anzudeuten wagte, erfuhr er in der ersten Stunde seiner Anwesenheit: Sein Oheim war einem Schlagfluß erlegen, sein jäher Tod hatte ihn vor einer fürchterlichen Anklage gerettet, alle Welt sprach mit Abscheu von dem Todten, dem Mörder seines eignen Bruders; die Zeitungen hatten sich der Sache bemächtigt und in entstellter Weise den Inhalt der verhängnißvollen Chronik veröffentlicht, welche der Staatsanwaltschaft übergeben worden. Alles, was man dem Todten Schlechtes nachsagen konnte, ward aus der Vergessenheit hervorgezogen, Schmach und Fluch häufte sich auf den Sarg des Todten, der in aller Stille am Abend vor Gerhard's Ankunft zum Friedhof hinausgeschafft worden.

Der Hof, die aristokratischen Kreise der Stadt, in welchen

der Kammerherr brillirt hatte, verleugneten sein Andenken, keine Zunge nannte seinen Namen und der arme Gerhard mußte selbst die Schande entgelten, welche auf dem seinigen haftete.

Von dem Zusammenhang des alten Salomon mit dem Kammerherrn erzählte man die wunderbarsten Dinge. Man wollte wissen, daß Salomon es gewesen, der dem letzteren den Tod geschworen, und der Umstand, daß Salomon bei der schrecklichen Katastophe in des Kammerherrn Wohnung anwesend war, vereint mit den Aeußerungen, welche der Diener François vor der Behörde gemacht, ließen dies sehr glaublich erscheinen.

Niemand sah indeß den alten Salomon. Er hatte mit seiner Tochter das Haus verlassen und sich in einer Vorstadt eine Wohnung gemiethet, und als die Behörden von ihm erfahren wollten, was dem urplötzlichen Tode des Kammerherrn, der nach ärztlichem Bericht am Schlagfluß gestorben, vorangegangen sei, verweigerte er unter dem Vorgeben einer Krankheit einstweilen jede Auskunft.

Gerhard seinerseits mied die Oeffentlichkeit und wagte es kaum sich in der Straße zu zeigen.

Gleich nach seiner Ankunft eilte er nach Hedwig's Wohnung und fand hier die Familie im innigsten Zusammenleben.

Hedwig erröthete heftig, als sie ihn in der Thüre erscheinen sah. Julie eilte ihm mit Herzlichkeit entgegen, während Naumann ein Zeitungsblatt in die Tasche steckte, in welchem er eben einen langen Bericht über den Tod des Kammerherrn und das Verbrechen gelesen, dessen er beschuldigt worden. An-

fangs verlegen, dann aber um so aufrichtiger streckte er dem jungen Manne die Hand entgegen.

„Es ist Entsetzliches hier vorgegangen," sagte Gerhard, während er zerstreut Hedwig's Hand in der seinigen behielt. „Ich komme zu Ihnen, Herr Naumann, um mich über die Details dieses grauenhaften Vorfalls unterrichten zu lassen, denn ich wage es nicht, fremden Leuten unter das Auge zu treten, seit der Name meiner Familie . . ."

„Herr Baron," unterbrach ihn Naumann, „danken wir Gott, der die Sache so günstig gewendet, indem er einen Mann der irdischen Gerechtigkeit entzog, der dieser so lange gespottet. Hätte ich eine Ahnung von all diesem gehabt, vielleicht hätte es in meiner Macht gelegen, diese entsetzliche Anklage unmöglich zu machen, denn ich selbst hatte diese Anklage in meiner Hand, ohne ihren Inhalt zu kennen. So viel mir aus Allem hervorgeht, ist es Salomon gewesen, der gegen den Verstorbenen einen Act der teuflischsten Rache übte. Die halben Worte, welche er gegen mich geäußert, sind mir erst jetzt klar geworden und jetzt erst weiß ich, daß er mit kaum glaublicher Ruhe und Sicherheit an dem Untergange Ihres Oheims arbeitete . . . Auch jetzt wieder macht mich Salomon zum Träger vielleicht ebenso verhängnißvoller Papiere; er sandte mir gestern durch seine Tochter ein an Sie gerichtetes Couvert, das mir in den Händen glühte, weil ich seinen Inhalt fürchtete. Nehmen Sie es, Herr Baron. Ich hoffe, es enthält nichts Böses, denn er achtet und schätzt Sie, wie ich von ihm selbst hörte. Nehmen Sie, ich habe eine unüberwindliche Angst vor Allem, was Salomon mir anvertraut!"

Damit reichte er Gerhard ein dickes Couvert.

Dieser öffnete dasselbe und fand darin alle die Schuldscheine, welche er Salomon so leichtsinnig unterschrieben. Beigefügt waren einige Zeilen von Salomon's Hand, diese lauteten:

„Herr Baron! Ich halte mein Versprechen. Sie empfangen hier die Schuldscheine zurück; sie repräsentiren ein Kapital von dreimalhunderttausend Thalern. Sie sind mir den dritten Theil dieser Summe schuldig und über diese erwarte ich einen andern Schuldschein. Er soll die Mitgift meiner Tochter sein, deren Hochzeit in einigen Monaten stattfinden wird.

„Zürnen Sie nicht dem alten Salomon, der oft aus Vorsicht anders handeln muß als es ihm sein Herz dictirt."

Schweigend reichte Gerhard die Papiere Naumann hinüber, der sie flüchtig durchlas und den Kopf schüttelte.

„Er ist nicht schlecht, ich sagte es ja," sprach Naumann, „aber ein Räthsel bleibt mir dieser Mensch und nur in seinem Haß gegen Ihren Oheim finde ich den Schlüssel hiezu."

Naumann mußte jetzt Gerhard Alles erzählen, was er über den Tod seines Oheims und dessen Verhältniß zu Salomon erfahren; zur Ergänzung desselben zog er das Zeitungsblatt hervor, welches er vorhin versteckt, und reichte es Gerhard.

Während dieser las, verrieth sein Antlitz zur Genüge was in ihm vorging. Tief danieder geschlagen gab er Naumann das Blatt zurück.

„Vielleicht trägt mein unseliger Leichtsinn die größte Schuld an all diesem!" seufzte er vor sich hinblickend. „Gedankenlos in die Welt hinein lebend, verlachte ich die Zu-

muthung meiner seligen Tante, jene Chronik zu lesen, welche mir als der Inbegriff der höchsten Langeweile erschien, denn ich hatte keine Ahnung von ihrem blutigen Inhalt, noch weniger aber eine Ahnung von der Bedeutung, welche jenes Heft erhalten sollte. Jetzt erst begreife ich das hohe Gewicht, welches Ihre Gattin auf diese Chronik legte, erst jetzt verstehe ich das ängstliche Interesse, welches mein unglücklicher Oheim an dieselbe heftete, jetzt erst wird mir auch der ungewöhnliche abendliche Besuch erklärlich, welchen Salomon meiner Wohnung abstattete! Hätte die Vorsehung mir damals nur den Gedanken eingegeben, einmal einen einzigen Brief der Tante zu Ende zu lesen, es wäre dieser entsetzliche Vorfall vermieden worden, denn auch die Tante wünschte keine Vergeltung und der ganze Zweck ihres Briefes war sicherlich die Absicht, mich vor einem Manne zu warnen, der ihr gefährlich erschien, mich ihm zu entfremden, indem sie mir enthüllte, wessen dieser Mann fähig gewesen ... Doch Alles, was vor einigen Wochen noch abzuwenden war, ist jetzt entsetzliche Thatsache. Auf meinen Namen ist ein Schandfleck geheftet, der unverlöschlich, und wie ich auch den Tod meiner armen Wohlthäterin beklage, ich danke dem Himmel, daß sie diese Schmach nicht mehr erlebte; ich danke ihm, daß er mich einem Strudel entzog, in dem ich untergegangen wäre, wenn nicht rechtzeitig die Vernunft bei mir einkehrte ... Daß ich es offen gestehe," fuhr er fort, indem er sich Hedwig zuwandte, „dieser kleine Engel war es, der mich zum ersten Male einen vernünftigen Gedanken fassen ließ, indem ich mir sagte: Du liebst dieses Mädchen, diesen reizenden kleinen Kobold, aber sie wird Dich nie wieder lieben

können, wenn Du derselbe Windbeutel bleibst, der Du bisher warst. Ich begann also zum ersten Male zu philosophiren, über die Mittel nachzudenken, wie ich mich Hedwig nähern könne, da sie mich so derb abgespeist hatte. Mitten in diesem Nachdenken traf mich die Katastrophe, in welcher mein Oheim als ein wenn auch spätes Opfer der Vergeltung fiel. Ob er es ehrlich mit mir gemeint, ob er nicht wirklich geheime Pläne verfolgte, indem er sich bemühte, mich immer tiefer in meinen Leichtsinn hinein zu stoßen, ich lasse dies dahin gestellt; Eins aber zu erfahren ist für mich jetzt eine Lebensbedingung!" setzte er hinzu, indem er sich erhob und vor Hedwig hintrat, deren Antlitz sich bis zur Stirn färbte. „Ich muß wissen, ob Hedwig mich ein wenig lieben kann, ob ich ihr jetzt verständig und zuverlässig genug erscheine, ob sie meinen Worten jetzt Glauben schenkt, wenn ich ihr Angesichts ihrer Eltern sage: ich liebe sie wie meinen Abgott, wie meinen rettenden Engel, und wenn dieser Engel mich abermals zurückweist, so bin ich im Stande, meinen Verstand wieder zu verlieren und einen Rückfall in meinen Leichtsinn zu erleben, der mich rettungslos verloren machen würde . . . Hedwig," rief er, vor ihr sich auf die Knie werfend und ihre beiden Hände erfassend, „willst Du mein werden, willst Du mit mir, mit Deinem Vater Deiner Mutter nach Zehneck zurückkehren, willst Du mir helfen, in das verödete Schloß wieder Leben, Freude und Glück hineinzutragen, die so lange aus demselben verbannt waren? . . . . Hedwig, willst Du mein Weib sein und mit mir dahin zurückkehren, wo wir Beide als Kinder so glücklich waren?"

Hedwig schwieg. Sie blickte den jungen Mann mit hoch-

roth gefärbtem Gesichte, mit einem schalkhaften Lächeln an. Dieser aber sah, daß zwei Freudenthränen in den blauen Augen des Mädchens sich sammelten, er sah, wie sie über ihre Wangen rollten und fing sie mit seinen Lippen auf.

Ehe Hedwig noch zu antworten vermocht, hatte er sie umarmt, preßte sie an sich, schwang sie in seinen Armen jubelnd im Zimmer herum und ehe Hedwig noch zu sich selbst kam, hatte Gerhard sie mit sich zu den Füßen des Vaters gerissen, der überglücklich auf das Pärchen herabblickte und Beiden segnend die Hände auf das Haupt legte.

„Salomon! Ehrlicher, braver Salomon, wie dank' ich Dir!" murmelte Naumann. „Du versprachst mich wieder glücklich zu machen und was Du mir einst auch angethan, Du hast es tausendfältig wieder gut gemacht!"

Acht Wochen waren seit jenem Tage verschwunden. Gerhard hatte nach geschehener Mündigkeitserklärung die Güter seiner Tante angetreten und wohnte mit seiner schönen, von Glück und Stolz strahlenden Gattin auf dem Schlosse Zehneck, das Gerhard durch einige Dutzend Arbeiter, die er dorthin voraus geschickt, gänzlich umgewandelt hatte und in welchem jetzt eine Freude herrschte, wie sie das ehrwürdige Gebäude niemals gesehen.

Der Herbst hatte eben noch einige warme Tage gebracht, auf den Rabatten, mit welchen Gerhard den Schloßhof hatte zieren lassen, blühte der köstlichste Georginenflor und im Parke

bemalte die Hand des Herbstes die Blätter mit den buntesten Farben.

Naumann saß mit Julie auf dem nach dem Parke zu liegenden Altan des Schlosses; Beide plauderten von alten Zeiten und zuweilen ergriff der erstere die Hand Juliens und drückte sie herzlich in der seinigen. Gerhard und Hedwig waren im Dorfe, um ihre täglichen kleinen Besuche in den Hütten zu machen und zu helfen und zu rathen, wo sie konnten. Von dieser Promenade zurückkehrend fing Gerhard die Briefmappe auf, welche der Bote jeden Mittag aus der Stadt zu holen pflegte, und eilte mit Hedwig in den großen Saal des oberen Stockwerks, vor welchem der Altan lag und in welchem wir auch dasselbe große Oelgemälde Naumann's aufgehängt finden, das sonst umflort in dem Schlafcabinet Juliens seine Stelle hatte.

Mit heiterem Gruß dem Vater und der Mutter um den Hals fallend betrat Hedwig den Altan, während Gerhard auf demselben Platz nahm, um die Briefe und Zeitungen aus der Mappe zu ziehen.

Gleichgültig durchflog sein Auge das Zeitungsblatt, bis es auf einer besonders interessanten Stelle ruhte.

„Eine Neuigkeit!" rief er plötzlich, jedoch mit allen Zeichen des Mitleids. „Unter den vermischten Nachrichten lese ich hier Folgendes: Gestern Morgen verschied hier einer der im Geschäftsverkehr bekanntesten Männer, Sami Salomon, nachdem er am Tage vorher seine einzige Tochter mit einem der geachtetsten Kaufleute unser Sadt vermählt. Er hinterläßt ein Vermögen, das man auf eine halbe Million zu schätzen berechtigt ist."

Während die Uebrigen noch mit dem Eindruck beschäftigt waren, welchen diese Nachricht in ihnen hervorgebracht, wurzelte Gerhard's Auge auf einer andern Stelle unter denselben vermischten Nachrichten. Diese lautete: „Vor einigen Tagen fand man im Flusse den Leichnam eines Mannes, welchem unsre Sicherheitsbehörde vergeblich nachgespürt, seit er dem Polizeigewahrsam auf unbegreifliche Weise entsprungen. Es ist die Leiche des einst sehr berüchtigten falschen Spielers und Abenteurers, des Baron von Grimmer, der mehr als dreißig Jahre hindurch in der Welt umher zigeunerte, wiederholt verfolgt, ergriffen und entsprungen, stets unter fremdem Namen von Neuem zu täuschen wußte und immer wieder mit freilich allmählig schwindendem Glück sein abenteuerliches Schnapphahnsgewerbe fortsetzte, bis er endlich selbst diesem ruhelosen Dasein ein Ziel setzte und wahrscheinlich aus gänzlichem Mangel an Lebensunterhalt den Tod in den Wellen suchte."

Schweigend steckte Gerhard das Zeitungsblatt in die Tasche, um den Seinigen eine traurige Nachricht zu ersparen.

Ende.